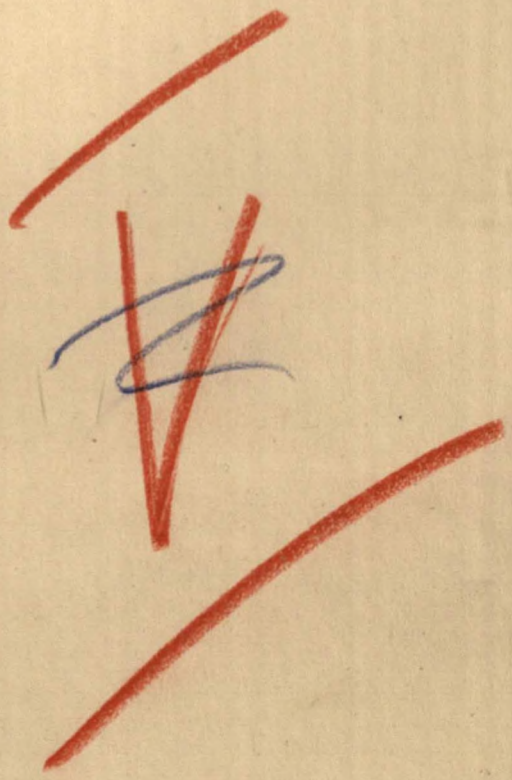
6540

KANISCHE REISE



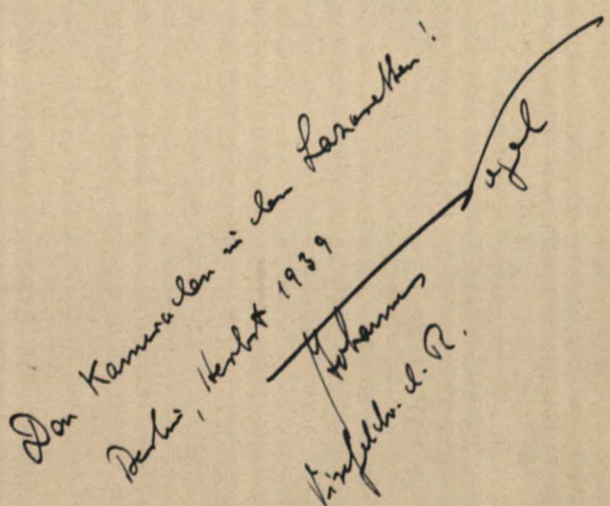
V - 3

Karl Mohri / Afrikanische Reise

6.540

KARL MOHRI

Afrikanische Reise



Mit Aufnahmen des Verfassers

von der Filmexpedition der Kifo - Hellmut Bousset

HORST SIEBERT VERLAG / BERLIN

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773
Wa5168467

INSTYTUT GEOGRAFII P.A.N. BIBLIOTEKA

6 540

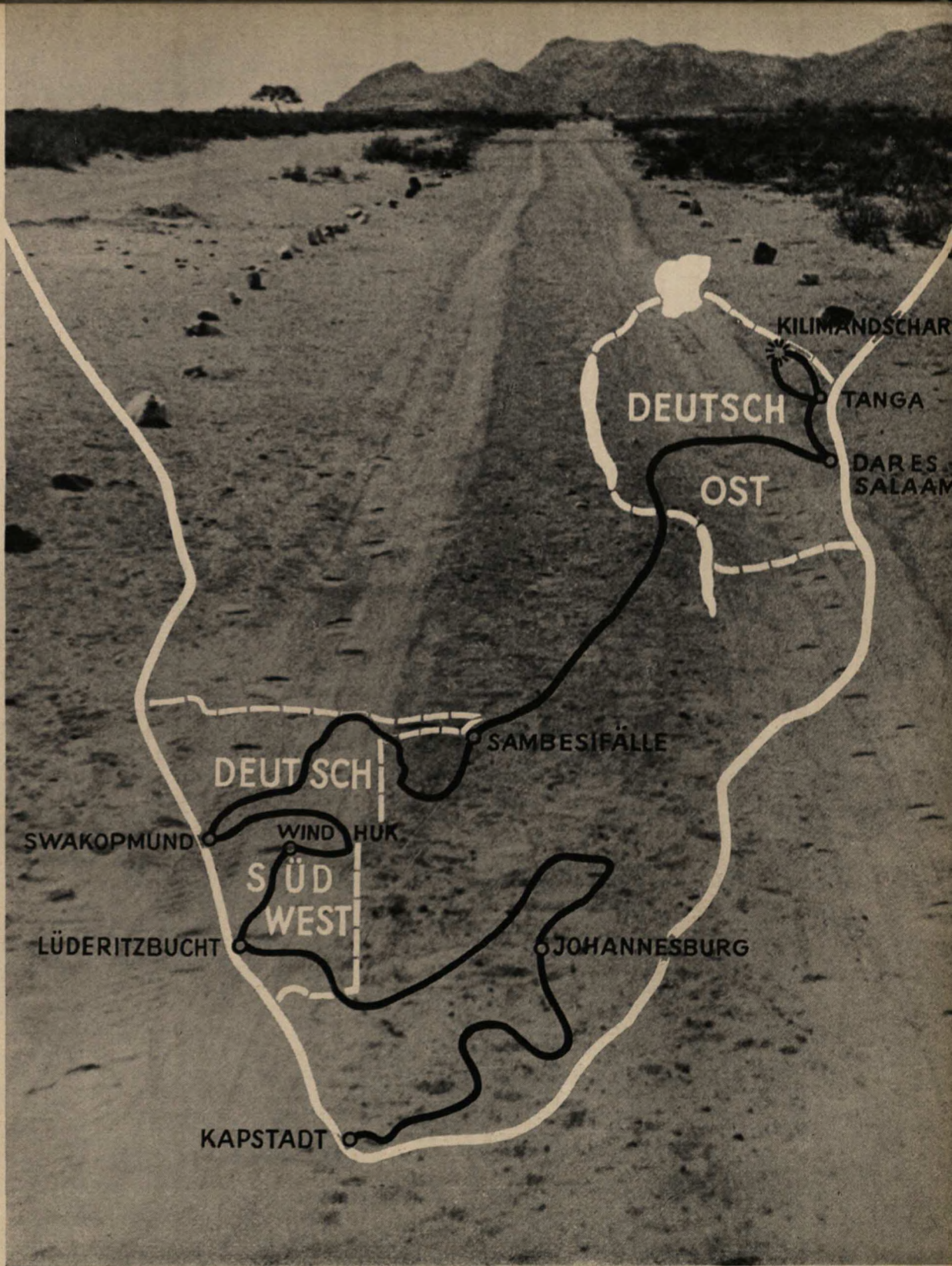
Copyright 1938 by Horst Siebert Verlag, Berlin

Sämtliche Fotos: Karl Mohri

Reclam-Druck, Leipzig

K.
121/54

NA-69242 N-490841/TMK



Der Reiseweg

Tagebuchblätter

Dieses Buch ist nicht vor unserer afrikanischen Reise entstanden, wir hatten keinen Plan entworfen, wollten nicht dies und das sehen und hernach beschreiben. Wir fuhren durchs Land, um es zu filmen, und haben fotografiert, was uns bemerkenswert erschien; warum bemerkenswert, sagt der Begleittext. Die nachfolgenden Blätter aus meinem Tagebuch sollen ihn ergänzen.

*

Knysna. Es regnet Bindfaden. Unsere Abfahrt nach Port Elisabeth verzögert sich, wir erhalten immer neue Einladungen zum Tee. Die Landsleute wollen aus unserem Munde hören, wie es in der Heimat zugeht; keine Zeitung, kein Rundfunk, kein Kino kann das Gespräch von Angesicht zu Angesicht ersetzen.

Endlich kommen wir los. Wir haben noch an 300 Kilometer zu fahren. Durch das Stockdunkel und den strömenden Regen dringen unsere Scheinwerfer keine 20 Meter weit. Die Straße gleicht einem Bach; sausen wir durch Löcher, und das geschieht alle naselang, spritzen Wasser und Schlamm meterweit zur Seite. Der Motor brummt gleichmäßig, beruhigend gleichmäßig; kommt ein Berg, wird ein kleinerer Gang eingeschaltet, summt er heller.

Und es geht oft und lange bergauf. Weiße Farmhäuser blitzen auf, tauchen wieder unter im Dunkel der Nacht. Weggabelungen kommen. Ich muß herunter, die Namen lesen; dann darf ich weiterdösen. Der Regen, scheint's, gönnt mir das nicht; jedenfalls sickert er durch meine umgehängte Zeltbahn durch, ich spüre die Nässe auf der Haut und denke: Man zu, wollen sehen, wer's länger aushält. Eine knappe halbe Stunde, dann zwingt mich der Regen, ich muß die Zeltbahn falten. Eine Weile geht's, bald aber dringt er wieder durch, ich gebe mich endgültig geschlagen.

Die Straße führt bergab, vorbei an steilen, mit dichtem Urwald bestandenen Hängen. Jemand sagt: „Die Zitzikama-Berge". Wie einer das im Dunkeln und dazu in sausender Fahrt feststellen kann, ist mir einfach rätselhaft. Mir geht jede Orientierungsgabe ab; ich komme ins Grübeln: wo ihre Wurzeln liegen mögen? Blöde Tiefstapelei! Ich wünsche sie, unser deutsches Erbübel, zu allen Teufeln und wende mich der Wirklichkeit zu, dem Bambusdickicht, den Farnbäumen, den Urwaldriesen, an denen wir vorüberhuschen. Wieder stelle ich fest, daß Autofahrten nur flüchtige Eindrücke, nur verschwommene Bilder zurücklassen. Reiseschriftsteller sollten wandern, „per pedes apostulorum".

Dann kommt der erste Fluß, und weil er Sandboden hat, jagt Kesper mit Vollgas durch. Das Wasser steigt hoch wie eine Wand, im Licht der Scheinwerfer silbern blitzend, es schlägt klatschend gegen Motorhaube und Windschutzscheibe, spritzt von unterwärts durch das Führungsloch der Handbremse bis zur Decke, braust in meterhohen Wellen um die Räder. Teufel, denke ich, das kann doch nicht gut gehen, die Zündkerzen müssen versaufen. Aber sie bleiben intakt; ich komme mir vor wie weiland Thomas, der Kleingläubige.

Wir kreuzen noch etliche Flüsse, ehe es aufwärts geht zu einer kahlen Hochebene.

Plötzlich ist die Schotterung der Straße zu Ende. Wir halten, ich steige aus und finde auf 100 Meter weit fußtiefen Schlamm. Mit Tempo fährt Kesper an, nach 10 Meter hängt er. Also: „Alle Mann raus!" Der Motor dröhnt, wir schieben mit lautem Gebrüll, der Schlamm spritzt hoch, die „Lorry", wie man in Afrika die Lastwagen nennt, schwankt wie ein Kahn

im Sturm, wir stampfen mit hängenden Zungen nebenher, 30, 50 Meter, dann sitzen wir wieder fest. Nach kurzem Verschnaufen schieben wir wiederum an, mit zyklopenähnlichem Gebrüll, versteht sich, und als die „Lorry" nach einer Weile mit Ach und Krach auf halbwegs feste Straße kommt, werfen wir uns arg in die Brust: Kleiner Motor, he, wo wärst du ohne uns geblieben! Und damit sind wir, meine ich, durchaus nicht unmäßig arrogant, im „Urzustand der Natur" wird aufs letzte doch immer des Menschen Kraft entscheiden.
Kesper scheint fuchtig zu sein und die Scharte auswetzen zu wollen: Jetzt sollen wir sehen, was er kann. Und fahren, weiß Gott, kann er. Die „Lorry" rutscht in dem Höllentempo hin und her, wie ein Schlitten, den Trakehner Hengste in gestrecktem Galopp über die spiegelglatte Eisfläche des Kurischen Haffs ziehen; zuweilen haut sie quer, schliddert 5, 10 Meter zur Seite, scheinbar gleich kippend, doch Kesper fängt sie jedesmal wie selbstverständlich und jagt weiter, ohne das Tempo zu verlangsamen. Jagt so etwa 30 Meilen lang, als neben dem Schlamm der schmalen Straße ein grünlich schillernder Sumpf sichtbar wird. Mir läuft's unbehaglich über den Rücken: Wenn wir da hineinsausen! Aber Kesper steuert die schwere „Lorry" mit Eleganz vorbei, er hält so sicher Kurs, daß er mir tiefen Respekt einflößt. Ein Zentaur, schießt es mir durch den Kopf. Wahrhaftig, so fahren kann nur ein Mensch, der mit dem Auto verwachsen ist, der es beherrscht wie seinen eigenen Körper. Die Straße wird wieder schlechter, wird hundsmiserabel, dennoch fährt Kesper im selben Tempo, durch Löcher, Gräben, Pfützen, Bäche, Flüsse, über Erdhaufen, Steine, Wälle. Ich bewundere ihn; eine tiefe, wundervolle Ruhe kommt über mich, ein Kind, daß sich von vierzehn Englein umgeben glaubt, kann sich nicht geborgener fühlen.
Langsam dämmert es, ein diesiger, regenverhangener Morgen graut auf. Wir haben den Wald hinter uns, beiderseits der Straße dehnen sich riesige, steppenartige Weiden. Etwa alle zwei Meilen steht ein Gatter.
Wir kommen nach Humansdorp, das heißt: auf asphaltierte Straße. Aber Europa und Afrika sind einstweilen noch verschiedener Ansicht über das, was man „eben" nennt. Alle Augenblicke kommt ein deftiger Hubbel, die „Lorry" macht einen Hupfer, und ich schlage mit dem Schädel gegen scharfkantige Holzleisten.

*

Sommerset East. Schön, wunderbar schön ist hier die Karu. Überall stehen große Kakteen, Agaven und Dornsträucher; die weite Ebene, am Horizont die hohen Berge, leuchten in Farben, die immer wieder wechseln. Ein Bild, bei dem mir Gottfried Kellers Vers einfällt:

„Trinkt, ihr Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt."

Wer einmal hier gelebt hat, in dieser Weite, unter diesem Himmel, den lassen sie nicht mehr los. Immer wieder geht seine Sehnsucht zurück . . .

*

Krüger-Park. Mit einem Ruck hält die „Lorry". Kaum 50 Meter entfernt steht ein Löwe, ein Riesenexemplar. Ruhig, ohne jede Bewegung, sieht er lange zu uns herüber, dann dreht er sich ab und schreitet langsam ins Gebüsch.
Gegen Mittag kommen wir nach Pretoriuskopp, das Camp, das keiner von uns vergessen wird. „Löwen", sagen die Leute, „ach, die gibt es bei uns noch in Massen."
Am Nachmittag fahren wir los. Alles ist frisch geladen: der große Filmapparat mit der Teleoptik, der kleine für schnelle Aufnahmen, Leica, Contax, alles schußbereit.
Wir sehen Herden über Herden von Wildebeesten, Hartebeesten, Zebras. Dann tauchen Giraffen auf, wie wandelnde Türme. Sie erscheinen uns riesig hoch, wie sie mit ihren knubbeligen Köpfen über die Dornbäume ragen und grenzenlos dumm und ängstlich aus ihren Telleraugen auf uns herabschauen. Als wir herankommen, schweben sie davon, wie gelbkarierte Engel. Nur die Beine bewegen sie dabei, der Körper wie der periskopartige Hals bleiben unbeweglich.

Es dunkelt, wir packen Film- und Fotoapparate ein und wollen zurück in das Camp fahren. Unterwegs sehen wir vor uns ein Auto halten. Was ist los? In etwa 30 Meter Abstand stoppen wir. Karl, mein Gehilfe, vorn auf dem Schutzblech, wir drei anderen oben auf dem Dach halten Umschau nach allen Seiten. Nichts ist zu sehen.

Da brüllt plötzlich einer los: „Karl, paß auf!" Währenddem springt die Löwin, die er gesichtet, auch schon mit elegantem Satz 10 Meter vor uns auf die Straße. Wie der Blitz ist Karl vom Schutzblech 'runter und zu uns aufs Dach geklettert.

Wie eine Statue steht die Löwin auf der Straße, nur der Schweif zuckt leise hin und her. Dann schreitet sie langsam, mit den weichen Bewegungen der Katzen, nach rechts und setzt sich auf einen Hügel und äugt zu uns herüber.

Ein herrliches Tier, von dessen Anblick wir uns erst nach geraumer Weile losreißen können. Kesper startet. Sowie aber die Löwin das Knattern des Anlassers hört, zuckt sie auf, ihr Kopf geht tiefer, immer tiefer, prachtvoll springen an den Schulterblättern die Muskeln vor, wild peitscht der Schweif den Boden. Harmlos denke ich, sie sieht ein Wild, und freue mich dieses seltenen Bildes der Spannung und Bereitschaft zum Sprung. Doch in dem Augenblick unserer Abfahrt schießt die riesenhafte Katze los wie ein Pfeil — auf uns zu. Ich brülle Kesper zu: „Gib Gas! Sie meint uns!" Nicht nötig, Kesper hat die Gefahr genau so erkannt und fegt mit Vollgas los. Die Löwin aber ist schon heran, springt gegen die „Lorry" und — rutscht ab, soviel Fahrt machen wir bereits, zu unserem Glück.

Wo ist sie geblieben? Wir sind darauf gefaßt, ihren Kopf jeden Augenblick über dem Dachrand auftauchen zu sehen. Kesper, im zweiten Gang fahrend, wagte nicht beim Heranjagen der Löwin auf den dritten umzuschalten, weil wir dabei zuviel Fahrt verloren und der Bestie Gelegenheit zum Sprung gegeben hätten. Auch jetzt fährt er noch im zweiten Gang, und es sind aufregende Minuten, ehe die „Lorry" 30-Meilen-Tempo macht. Der Motor dröhnt, als sollte er auseinanderspringen.

Plötzlich sehen wir die Löwin wieder. In wilden Sätzen fegt sie hinter uns her, bleibt jedoch weiter und weiter zurück und gibt die Jagd schließlich auf. Entwischt, Gott sei Dank entwischt, denken wir und wischen uns aufatmend den Schweiß von der Stirn.

Später, im Camp, erfahren wir die Vorgeschichte dieses Abenteuers, das für uns um ein Haar verhängnisvoll ausgegangen wäre. Das Auto vor uns hatte die Löwin bei der Jagd auf ein Wildebeest gestört, wütend war sie hinter dem Wagen hergefegt und hatte in den Reservereifen gebissen. Zum Glück tauchten wir auf, und als sie uns hörte, ließ sie von dem Auto ab und sprang in den Busch. Solange unsere „Lorry" stillstand, verhielt sie sich ruhig, erst als wir starteten, wurde sie wieder zornig.

Zur Nacht schlagen wir unser Zelt auf, etwa 20 Meter vom Zaun ab, der das Camp umgibt, Es ist eine klare, doch mondlose Nacht. Alle legen sich schlafen, bis auf uns vier, die wir am Feuer zwischen den Häusern sitzenbleiben und klönen.

Fast ununterbrochen hören wir Löwengebrüll, bald näher, bald entfernter. Gegen 2 Uhr erheben wir uns. Kaum aber biegen wir um die nächste Hausecke, da setzt vor uns ein Grollen ein, so böse, so drohend, daß uns Schauer den Rücken entlang laufen. Es sind drei Löwen, das können wir hören. Sehen können wir sie nicht, sie uns aber dafür um so besser. Sowie wir stehenbleiben, ebbt das Grollen ab, bei der ersten Bewegung schwillt es wieder an und wird zum zornigen Fauchen.

Jetzt weiß ich, was Gruseln ist. Zwischen den Schulterblättern sitzt es, bei mir wenigstens, und es ist ein prickelndes, ungemein reizvolles Gefühl, weder mit Angst noch mit Grauen zu vergleichen, eher mit jener Spannung, jener Erregung, die uns während einer unversehens auftauchenden Sensation befällt.

Die drei Löwen, wir spüren es, verfolgen genau jede unserer Bewegungen. Sie müssen unmittelbar am Zaun kauern. Zum Zelt, also ihnen entgegen zu gehen, das ist für uns eine kleine Mutprobe. Sollen wir nicht doch lieber umkehren und in der „Lorry" schlafen? Nein, los, ins Zelt. Warum wir uns im Zelt sicherer fühlen, ist mir unerklärlich. Die Frontsoldaten erzählen, wenn sie während des Artilleriefeuers in den Löchern in der Wand des Schützengrabens hock-

ten und eine Zeltbahn „als Tür" vorhängten, fühlten sie sich um vieles sicherer. Auf die Illusion wird es demnach auch hier ankommen.
Solange das Licht brennt, und sich unsere Schatten auf der Zeltwand hin und her bewegen, ist von draußen das Grollen und Fauchen zu hören, mitunter wird es so heftig, daß wir die Löwen bereits in das Camp eingedrungen wähnen.
Am nächsten Tag sehen wir wieder einige Löwen. Anscheinend sind sie sattgefressen, denn sie liegen faul in der Sonne.
Und dann kommen wir aus dem Park heraus. Löwen gibt es noch, umfriedete Camps nicht mehr. Nachts hängen unsere Büchsen geladen am Zeltpfosten. Aber ich bin gegen Schießen, in Löwennot erscheint mir Krachschlagen und Glockengebimmel zuverlässiger.
Ein Deutscher erzählt uns, wie schnell die Löwen sind: Seinen ersten schoß er auf 100 Meter, hatte gerade noch Zeit zu repetieren, da war der Bursche schon auf 10 Meter heran. Vielleicht nur eine „story", trotzdem wollen wir uns höllisch in Acht nehmen in den löwenreichen Gegenden.

★

Coligny. Wir fahren zu den Diamantenfeldern. Hier arbeiten etwa 1500 „digger". Man hat einen „Durchschnittsverdienst" errechnet: 15 engl. Pfund pro Nase und Monat; die Dame Statistik liebt solche Milchmädchenrechnungen. Die Wirklichkeit sieht so aus: Wer 30 engl. Pfund macht, kann von Mordsdusel sprechen, die allermeisten nämlich kommen über 5 engl. Pfund nicht hinaus. In elenden Wellblechbuden führen sie ein Dasein, das nur der erträgt, der völlig abgestumpft ist oder umfangen vom Hoffnungsrausch auf die Stunde, in der sich alles, alles wenden wird.
Glücksjäger sind sie, diese „digger", die sich in der Teebude immer aufs neue erzählen von den Zeiten des großen „boom", als hier zehnmal so viel Menschen schürften, von denen mancher über Nacht zum Millionär geworden. Millionär geblieben ist allerdings nur ein winziger Bruchteil; schneller Verdienst scheint sich ebenso schnell zu verflüchtigen, als ob hier ein Naturgesetz obwaltet.
Von einem jungen Burschen erzählt man uns, der in einem Monat Diamanten im Wert von 5800 engl. Pfund fand. Bis auf 6000 engl. Pfund wollte er's bringen, dann sich zur Ruhe setzen. Es war wie verhext, er fand nichts mehr, rein gar nichts. Nach kurzer Zeit war er arm wie zuvor.
Wahrheit? Oder Legende? Gleichwie, Tausenden ist es ähnlich ergangen. Das Glück ist die sprödeste und in ihren Launen unberechenbarste aller Schönen; aber kein „digger", und gibt er's auch hundertmal zu, wird daraus die Konsequenzen ziehen. Auch hier regiert nicht die Vernunft, sondern die Romantik; sie ist der Bazillus, der in den „digger" das Diamantenfieber erzeugt, das sie nicht wieder loswerden.

★

Am Okawango. Bierflaschen in feuchte Strümpfe wickeln und an einer Leine reihenweise in den Wind hängen zwecks Kühlung — diese fürtreffliche Einrichtung war uns bekannt. Nicht aber der Name, den sie hierzulande hat: Biergalgen.
Das Land ist entlang dem Flusse dicht besiedelt. Die Dörfer sind mit Zäunen aus geflochtenen Schilfmatten umgrenzt; die gleichen Matten decken auch die kleinen, primitiven Hütten. An Mobiliar sieht man nichts außer einigen geflochtenen Schalen, einigen Tontöpfen, die zum Kochen dienen. Anspruchsloser können Menschen kaum leben.
Dabei sind diese Eingeborenen wahre Prachtexemplare, was geraden, schlanken Wuchs betrifft. Fast alle haben den Körper durchtrainierter Athleten, ihre Muskeln sind stahlhart. Unter den jungen Mädchen sehen wir Schönheiten, die an Ägypten erinnern mit ihren edlen Gesichtern, schmalen Hüften, kleinen, doch wundervoll geformten Brüsten, zart gerundeten Schultern, deren Haut wie Ebenholz glänzt. Herrlich sind ihre Bewegungen. Hier ist es am Platz zu sagen: sie gehen nicht, sie schreiten, mit einer Anmut, wie sie nie einstudiert werden kann, wie sie angeboren sein muß.

Simon, unser alter, braver Schwarzer, vorn auf dem Schutzblech sitzend, das Haupt bedeckt mit einem Kalabreser von vorsintflutlichem Ausmaß, fährt durchs Land wie ein König. Aus allen Pontoks kommen die Eingeborenen gerannt. „Hei, Simon!" begrüßen sie ihn mit ehrlicher Freude. Er erwidert mit so viel Würde, wie er seinem Autoplatz für angemessen hält.
Gegen Abend kommt uns ein tragikomischer Zug entgegen: drei Patres von der katholischen Mission mit ihrem Auto, vor das sie sechs Ochsen haben spannen müssen — Differentialbruch. Ich male mir aus, so etwas passiert später einmal schwarzen Zauberern. Was werden ihre Gläubigen sagen, wenn sie den Medizinmann hilf- und ratlos vor den Tücken der Technik sehen? Ihm wird wohl nichts anderes übrigbleiben, als sie aufzuklären, warum er in diesem Fall weder mit Hilfe der guten noch der bösen Geister etwas ausrichten kann. Mit der Aufklärung aber ist's so wie mit dem Teufel, reicht man ihr nur den kleinen Finger, gleich hat sie die ganze Hand. Möchten die schwarzen Zauberer niemals Auto fahren, irgendwo muß kindlicher Glaube doch erhalten bleiben.
Auf den Bäumen und an der Pad lassen sich viele Dutzend Enten nieder. Wir nehmen die Büchsen und ballern — daneben. Es ist schon zu dunkel, und die Herren mit den Zielfernrohren schwirren, wie immer, wenn man sie braucht, in der Gegend herum.
Nach einer Nacht mit Moskitos plus Flugsand, den der Wind uns in Auge, Nase und Ohr fegt, brechen wir auf zur Jagd.
Vor dem Waldrand erblicken wir vier dunkle Punkte, große Tiere, mehr können wir nicht erkennen. Um uns gedeckt heranzupirschen, biegen wir schräg seitwärts ab, dem Wald zu. Das Schilf sticht unverschämt in unsere nackten Beine; dann waten wir durch Sumpf, turnen über schwankende Pflanzendecken. Später hören wir, daß unter ihnen metertiefer Morast liegt, der jeden, der durchbricht, wie mit Polypenarmen herabzieht. Wir ahnen nichts von dieser Gefahr, haben nur ein unangenehmes Gefühl, wie als Knaben beim Schlittschuhlaufen, wenn die Eisdecke sich bog.
Vorsichtig, der Löwengefahr wegen mit gespannter Büchse, schlängeln wir uns durch den Busch, wobei wir mit dem dichten Dornengestrüpp unliebsame Bekanntschaft machen. Nach einer Stunde wird der Weg uns zur Qual, die Jagdleidenschaft aber treibt uns weiter.
Jetzt, schätzen wir, müssen wir zu der Stelle kommen, wo die Tiere äsen. Der Gedanke, daß sie inzwischen weiter gezogen, kommt uns nicht; alle Jäger, scheint's, halten es für eine Selbstverständlichkeit, daß die Beute schicksalsergeben auf dem Fleck verbleibt.
Und da sehen wir sie: Pferdeantilopen, eine ganze Herde. Schon aber hat uns der Leitbock gewittert, sichernd wirft er den Kopf hoch. Um einen Augenblick zu spät, wir liegen bereits im Anschlag, drei Schüsse krachen, der Leitbock stürzt, die anderen ziehen in weiten Fluchten ab. Schuß um Schuß jagen wir hinterdrein; nach dem dritten habe auch ich meinen Bock, einen Moment später stürzt der nächste.
Halali! Die Jagd ist zu Ende, drei Pferdeantilopen sind auf der Strecke geblieben. Jenes merkwürdige Gefühl stellt sich ein, das ich „Sattsein" nennen möchte. Der Jagdleidenschaft ist fürs erste Genüge getan, alle Sinne sind befriedigt und entspannen sich.
Die Eingeborenen haben die Schüsse gehört und sind schneller zur Stelle als die Aasgeier. Immerhin, sie nehmen uns die wenig sympathische Arbeit des Zerlegens ab, in der Zuversicht, daß wir ihnen den größten Teil der Beute überlassen werden.
Im Vollmondschein ziehen wir zurück, eine richtige Safari. Voran die Eingeborenen, über den Schultern lange Stangen, an denen viele Zentner Fleisch hängen. Dann kommen wir mit den Decken und Gehörnen, im Gewehrlauf den grünen Bruch. Blutgeruch hängt in der Luft, während wir durch das hohe gelbe Gras marschieren, der Missionsstation, unserem Quartier, entgegen.

Es ist Mittag, als wir die Elefantenpad entlang marschieren bis zu einem breiten, trockenen Rivier, dem wir zum Okawango folgen. Das Lager muß flußabwärts liegen, noch eine gute Strecke durch Gras, Ried und Schilf, das stellenweise meterhoch steht. Die Sonne sengt; das letzte Lüftlein verliert sich, uns rinnt unter dem Tropenhelm der Schweiß in Strömen herab.

Nach zwei Stunden taucht ein Dorf auf; ein Dorf, das uns bekannt vorkommt, und richtig, als wir die Eingeborenen befragen, stellt sich heraus: wir hatten die falsche Richtung eingeschlagen.
Wir sind zu ermattet, um zu fluchen, sind in dem Stadium der Wurschtigkeit und nur noch von dem einen Wunsch beherrscht: Sich irgendwo hinhauen und schlafen.
Herrlich kühl ist es im Schatten der Bäume, und als ein leiser Wind aufkommt, ist unsere Zufriedenheit vollkommen. Der Schlaf umfängt uns, „des Todes heiterer Zwillingsbruder".
Ein lautes Rascheln im Schilf macht mich wach; es wiederholt sich alle Augenblick, ich gehe der Ursache nach und entdecke sie: Krokodile. Fluchend gehe ich zurück, an Schlaf aber ist nicht mehr zu denken. Alle Vernunft sagt mir, daß wir von den Bestien nichts zu befürchten haben, trotzdem werde ich die Unruhe nicht los. Ich lege mich so, daß ich das Schilf im Auge habe. Die Kameraden schnarchen; unser Instinkt für Gefahren ist doch verdammt mäßig geworden; die Eingeborenen haben noch eine „Spürnase".
Müde und mißmutig tippeln wir zurück. Ich schlage mich seitwärts in den Busch, entdecke eine von Büffeln getretene Pad, aber die Spuren sind alt; die Büffel wechseln häufig den Weideplatz, ihr gegenwärtiger wird viele Meilen entfernt sein. Anderes Getier zeigt sich nicht, ich schlage mich wieder zu den Kameraden und quäle mich wie sie durch den Dornbusch. Ganz schlimm sind die krummen „Wart e bitje", sie machen ihrem Namen wirklich alle Ehre, wir bekommen Unterricht in der nützlichsten aller Tugenden, der Geduld.
Es wird schwül, unser Durst verzehrend, unser Hunger grimmig. Das Gespräch verstummt, jeder hat genug mit sich selber zu tun.
Erst nach acht Stunden sehen wir das Lager wieder vor uns.

Nach einem üppigen Frühstück brechen wir auf und bleiben diesmal diesseits des Flusses, wo uns das Wild noch nicht so vergrämt zu sein scheint wie drüben in Angola,
Wir sichten ein Steinböckchen, einen dieser Einsiedler, die gewöhnlich mit Zuverlässigkeit ankündigen, daß anderes Wild nicht in der Gegend ist. Zwar stoßen wir auf frische Spuren, darunter auf die von Warzenschweinen, sehen aber kein Schwänzlein.
Stunde um Stunde laufe ich hinter meinem Schwarzen her, einem quicklebendigen Jungen. Plötzlich haben wir eine Herde von sieben oder acht Kudubullen vor uns. Wie ein Kaninchen springe ich hin und her, um eins der Tiere genau auszumachen. Als es nicht gelingt, knalle ich einfach in die Herde 'rein und ärgere mich schon im nächsten Augenblick schwarz. Man soll nicht schießen, wenn man keinen genauen Schuß hat. Aber mach' mal einer den Finger nicht krumm, wenn er drei Stunden lang vergeblich gepirscht und plötzlich das schönste Wild Afrikas vor sich äsen sieht, keine 50 Meter entfernt.
Prasselnd geht die Herde ab, wir hinterher. Da ... eine Blutspur, ich habe also getroffen. Hellrot liegt es auf Gräsern und Blättern. Wir verlieren die Herde aus dem Auge. Mein schwarzer Junge jedoch folgt wie ein Spürhund der Schweißfährte. Und dann erblicken wir das angeschossene Tier, es hat sich von der Herde abgesondert.
Zum Kuckuck, jetzt ist es wieder verschwunden.
Ich staune über meinen jungen Führer. Wird der Boden hart, kreuzen andere Spuren die Fährte, dann geht er genau die Tritte des Kudus nach, fühlt mit seinen Zehen den Boden ab und kommt stets über die schwierigsten Stellen fort, Stellen, wo ich nichts von einer Fährte zu entdecken vermag. Mitunter ist es nur ein winziger Blutstropfen oder ein flüchtig geröteter Grashalm, der ihm weiter hilft. Was Sehen ist, davon habe ich durch ihn eine Vorstellung bekommen.
Die Fährte wird deutlicher, häufig stehen Blutlachen am Boden, oder das Gras, bis in Brusthöhe gerötet, zieht feuchte Blutstreifen über unsere Hosen. Wir gehen zum Laufschritt über.
Vor einem großen Termitenhügel können wir feststellen: hier hat sich das Kudu im Kreis bewegt und dann die Richtung zum Okawango genommen.
Drei Stunden sind wir auf der Fährte, als wir zur Autopad kommen und die Spur verlieren. Ich bin enttäuscht, als mein schwarzer Junge aufgeben will. Erschöpft bin auch ich, aber das Tier, das ich angeschossen habe, soll nicht verludern. Als ich dem Schwarzen das sage, spreche

ich gegen Gummi; erst das Versprechen eines guten Präsents stachelt ihn wieder an.
Jenseits der Autopad kommt er denn auch wiederum auf die Fährte, verliert sie jedoch bald in dem hohen Riedgras, das die Nähe des Okawango ankündigt. Ich treibe ihn an. Wenn das Kudu so schnurgerade auf den Fluß zuläuft, wird es vom Durst gequält, es wird sich nicht im dichten Busch verkriechen, sondern am Wasser zu suchen sein, dort müssen wir es aufspüren können. Der Junge findet die Fährte wieder. Sie führt zum Okawango, er läuft mir weit voraus, schreit plötzlich los und winkt mit beiden Armen. Ich sause hin, und da liegt mein Kudu, im dichten Schilf, dicht am Ufer, augenscheinlich hat es seinen Durst gelöscht und versucht jetzt strampelnd wieder hoch zu kommen. Damit es mir womöglich nicht in den Fluß fällt und von den Krokodilen gefressen wird, jage ich ihm noch eine Kugel hin, unter der es zusammenknickt. Im Nu bin ich bei ihm und gebe ihm den Fangschuß, es stöhnt noch einmal tief auf und dann streckt es sich.
Halali! So hab' ich dich doch! Warst ein prächtiger Kerl, hast um dein Leben gekämpft bis zuletzt.

*

Betschuanaland. In der Ferne taucht ein weißer Mann auf, er entpuppt sich als Mister Davis, der Polizist. Alles geht gut, er nimmt keinen Anstoß daran, daß wir „consequently strong advised" sind, die Pad von Gobabis nach Mauen zu nehmen; auch unsere Hunde läßt er passieren, obgleich in dieser Gegend alle Hunde wegen Tollwutverdacht kurzerhand erschlagen werden sollen. Mister Davis ist wirklich ein patenter Bursche. Über 200 Krokodile, erzählt er, hat er bereits geschossen. Auch von einem Büffel erzählt er, den er angeschossen und der in rasenden Wut auf ihn zustürzte. „Und ich keine Patrone mehr in der Kammer! Schon will ich mein letztes Stoßgebet sprechen, da dreht der Büffel ab, keine fünfzig Meter vor mir."
Noch andere „stories" erzählt Mister Davis; dann fährt er mit uns auf der „Lorry" zur Station Mohembo. Liebenswürdig bietet er uns sein Boot an, herzlich wünschend, wir möchten ein Krokodil vor die Büchse bekommen.
Wir fahren stromauf, stromab, aber die Bestien halten sich wohlweislich unter Wasser, zu unserem Verdruß so flach, daß sie ein Auge gerade noch riskieren.

*

In den Swamps. Der Tag beginnt damit, daß wir die „Lorry" schwer durch den Sand schieben müssen.
Die Räder sacken bis über die Achsen ein. Also: Bleche runter, Pad bauen, Schieben — das klappt schon ganz gut. In solche Zwangslagen versetzt, eignet man sich schnell die Technik zu ihrer Überwindung an; unsere Vorfahren zogen daraus den entzückend knapp formulierten Lehrsatz: Not bricht Eisen. —
Zum Kotzen ist das! Kaum sind wir durch den Sand, stellt sich heraus, daß wir wieder zurück müssen. Die in dem kleinen Wagen vorausfahrenden Herren von der Führung haben wieder mal gedöst; ehe der Sand begann, mußten wir links abbiegen. Auf zwei Signalschüsse kommen sie eilig zurück, und wir bereiten ihnen den entsprechenden Empfang. Die Grobheiten, die wir herausprudeln, erleichtern uns die Viecherei zurück durch den Sand.
So, jetzt sind wir auf dem richtigen Weg. Er führt mitten durch den Busch. Schwer wälzen sich die Autos durch das dichte Dornengestrüpp. Äste, Bäume krachen, der Wald erdröhnt unter den Motoren, die im ersten Gang laufen.
Dann kommen wir durch eine Landschaft, die an englische Parks erinnert: weite grüne Grasflächen, unterbrochen durch Baumgruppen oder Waldstreifen. Wie auf einer guten Autobahn sausen wir über den Rasen.
Wieder kommt ein Stück Wald, bemerkenswert durch die Herden von Affen, die behende von Ast zu Ast springen und uns anglotzen. Zwei ältere Knaben tragen Glocken um den Hals. Vermutlich haben Eingeborene sie eingefangen und ihnen das Bimmelwerk umgehängt, um alarmiert zu werden, wenn die Biester in ein Maisfeld einbrechen.

Rhodesien. In einem halbwegs zivilisierten Bezirk rastend, bekommen wir Anschauungsunterricht über die Problematik einer internationalen Ehe.
Er ist Stockengländer, sie eine Deutsche. Nur den Mann, den über alles geliebten Mann meinte sie zu heiraten, um zu spät einzusehen, daß sie seine Welt samt den ihr fremden Sitten und Gebräuchen mitgeheiratet hat. Sie kann den „tea parties" und „bridge evenings" und der dazu gehörenden flachen „conversation" keinen Geschmack abgewinnen, sie kann nicht englisch werden. Also bleibt sie einsam und ist, weil sie den Mann nach wie vor liebt, unglücklich. Niemand kann ihr helfen. Nicht einmal sie selber kann es tun, denn eine Trennung von ihm würde sie noch weniger ertragen. Sie steckt in einer ausweglosen Situation. Resignieren, weiterleben — das ist der Ausgang ihrer Liebesheirat.
An Erlebnissen, an tiefen Eindrücken fehlt es hier in Afrika weiß Gott nicht. Und doch hat jeder Tag das gleiche Hauptereignis: die Nachrichten aus Europa. Kommen Zeitungen oder Rundfunkmeldungen, dann werden die Suppen kalt, die Zigarren gehen aus, und sogar das Bier läßt man schal werden. Altes, geliebtes Europa, dich tragen wir doch überall mit uns.

*

Tanganjikagebiet. Auf unseren Fahrten habe ich mir zur Gewohnheit gemacht, die geladene Büchse stets zur Hand zu haben. Das kommt mir gut zupaß, als mit sinkendem Tag, als unsere Scheinwerfer eben aufleuchten, ein Löwe über die Pad streicht und am Rand stehenbleibt.
Kaum 4 Meter vor ihm wird die „Lorry" zum Stehen gebracht. Ich habe bereits entsichert, reiße das Gewehr an die Wange, den Löwen in Kimme und Korn und ziehe auf Druckpunkt. Bei alledem überlege ich erstaunlich ruhig und klar: Mein Kaliber ist 6,5 mm, sehr schwach für einen Löwen; fällt er nicht auf den ersten Schuß, wird er mit einem Sprung auf der ungedeckten „Lorry" sein, wo 5 waffenlose Männer und 2 Kinder hocken, oder er dringt in das seitwärts offene Führerhäuschen, wo auch Frauen sitzen. Ich kann's nicht verantworten und muß den ersten Schuß v. Runge überlassen, dessen Büchse 9,3 mm hat.
Er schießt, unmittelbar darauf fällt mein Schuß. Der Löwe bricht zusammen, rafft sich jedoch wieder auf und sucht zu entkommen. Mein zweiter Schuß legt ihn endgültig um. Das hohe Gras entzieht ihn unserer Sicht. Uns kommt es aber so vor, als bewegt er sich noch, v. Runge schießt deshalb zum zweitenmal.
Vorsichtig, die Büchsen schußfertig, pirschen wir uns heran — der Löwe ist bereits verendet. Unsere beiden ersten Schüsse haben ihn ins Herz getroffen, sie sitzen einen Zoll breit auseinander. Er ist ein großer, starker Bursche mit schöner Mähne. Wir laden ihn auf die „Lorry" und fahren weiter. Die ganze Löwenjagd hat keine 5 Minuten gedauert.
In Morogoro gibt es große Aufregung. Von allen Seiten kommen Weiße und Schwarze mit Lampen und Laternen, um den toten Steppenkönig in Augenschein zu nehmen. Danach wird der Fall kräftig begossen.

Die Fähre setzt uns über, die steile Uferböschung aber kommt die „Lorry" nicht herauf. Zischend drehen sich die Räder auf den glatten Steinen, der Geruch verbrannten Gummis liegt in der Luft. Vorn von 20 Salznegern an einem Seil gezogen, hinten von uns geschoben, so kommt sie schließlich hoch.
An der nächsten Fähre müssen wir ausladen, in der stechenden Hitze ein feines Geschäft. Überhaupt kommen wir bei diesen Fähren aus dem Bangen nicht heraus. Unter dem Gewicht der „Lorry" sinkt der Schwimmkasten tief ein, oft liegt er mehr als handbreit unter Wasser. Weiß der Teufel, wie es zugeht, daß wir nicht absacken.
Und erst bei den Brücken! Sie bestehen aus zwei starken Baumstämmen, über denen Knüppel lose draufliegen. Heiliger Bimbam! Aber Kesper meint, das will er schon schaffen. Na schön, wir steigen aus und sehen dem Schauspiel zu.
Langsam fühlen die Vorderräder vor, und soweit geht alles ganz gut. Als aber die Hinterräder auf der Brücke sind, biegen sich die Knüppel, knacksen, brechen. Da gibt Kesper Vollgas, der Motor heult auf, das Holz knirscht, kracht, Knüppelstücke fliegen meterhoch

durch die Luft — hurra, die „Lorry" ist drüben. In der Brücke gähnt ein Riesenloch. Kesper lacht: Nach mir die Sintflut!
Als ich mein erstes Zebra schießen will, auf etwa 100 Meter, lege ich die Büchse in eine Astgabel, ziele ruhig und drücke, meiner Sache absolut sicher, langsam durch. Das Biest haut ab wie die Feuerwehr, und ich stehe da mit blödem Gesicht. Schießen, denke ich, hast du verlernt, pack ein und mach dich aus dem Staub. Und dann wird mir zumut, als schlägt mir einer ein Brett vor den Kopf, als ich nämlich das Zebra kurz vor einer Bodensenke stürzen und nicht wieder hochkommen sehe. Langsam gehe ich hin, ohne unterwegs auch nur eine Spur von Schweiß zu entdecken. Und doch ist das Tier tot, erstklassiger Blattschuß.

*

Mofhi. Ich bin hinter Gazellen her, aber sehe dann weit hinten einige helle Punkte und gehe auf diese zu. Es müssen Zebras sein.
Richtig: Zebras und Wildebeeste. Die letzteren sind sehr scheu, sie hauen ab, sowie sie mich erblicken, die Zebras jedoch lassen mich auf 200 bis 300 Meter herankommen, ehe sie in kurzem Glapp abziehen.
Mich ficht's nicht an. Euch kriege ich schon, seid mal erst aus der Ebene heraus! Seelenruhig, die Büchse am Riemen von der Schulter herabhängend, schlendere ich weiter, die Tiere seitwärts angehend, damit sie nicht meinen Wind bekommen und wieder vorzeitg entwetzen.
Mein Jägerherz lacht, als ich immer neue Gruppen von Zebras auftauchen sehe. Die Herde, die jetzt an 300 Stück zählen mag, trottet gemütlich vor mir her, einige Nachzügler sehen mir neugierig entgegen. Als ich mich in aller Gemütsruhe zum Schuß anschicken will, entdecke ich, daß ich nur noch zwei Patronen habe; im gleichen Augenblick galoppieren die Zebras an, als ob sie meinen Ärger gewittert haben und ihn verdoppeln wollen.
Diese Duplizität wirkt komisch, sie gibt mir meine Ruhe wieder. In gemütlichem Schlenderschritt folge ich der Herde, in Richtung auf den Meru, der sich majestätisch gen Himmel reckt.
Das Land wird hügelig, bald werde ich sie haben. Das Jagdfieber packt mich, die Spannung vor dem Schuß, die das Waidwerk immer wieder reizvoll macht.
Die Zebras verschwinden hinter einem Felsen — jetzt los! Der Tropenhelm fliegt ins Gras, das Gewehr in der Rechten lege ich gebückt im Laufschritt die 150 Meter bis zum Felsen zurück. Natürlich erblicken sie mich sofort, bleiben jedoch halb erschreckt, halb neugierig stehen. Meine Büchse fliegt hoch, und im Knall sehe ich ein Tier in den Vorderläufen zusammenknicken und dann schwer fallen. Ich stürze vor. Die Herde spritzt, als hätte eine Granate eingeschlagen, auseinander, bleibt aber schon nach 20 Metern stehen, im Halbkreis, eins am anderen, wie aufgebaut zum Abschuß. Wie zu Stein erstarrt äugen sie zu ihrem Kameraden hin, der nicht nachkommen will. Ich vermag nicht noch einmal zu schießen. Was soll ich tun, wenn zwei waidwunde Tiere daliegen? Ich habe kein Messer bei mir, könnte ihnen also nicht ihr uraltes Recht, ihr heiliges Recht geben: den Genickfang.
Als ich auf das gefallene Zebra zugehe, stieben die anderen in wilden Sätzen davon. Ich habe es tief Blatt getroffen. Es lebt noch, mit meiner letzten Kugel gebe ich ihm den Gnadenschuß.

Süd=Afrika

An der Südspitze Afrikas, dem Kap der Guten Hoffnung, fließen die warmen Wasser des Indischen Ozeans mit den kalten Strömungen des Atlantik zusammen. Die „seute See" ist hier in ständigem Aufruhr, voller Tücken und Gefahren. Segelschiffe brauchen mitunter Wochen, bis sie um das Kap herum sind; dann können sie wieder guter Hoffnung sein.

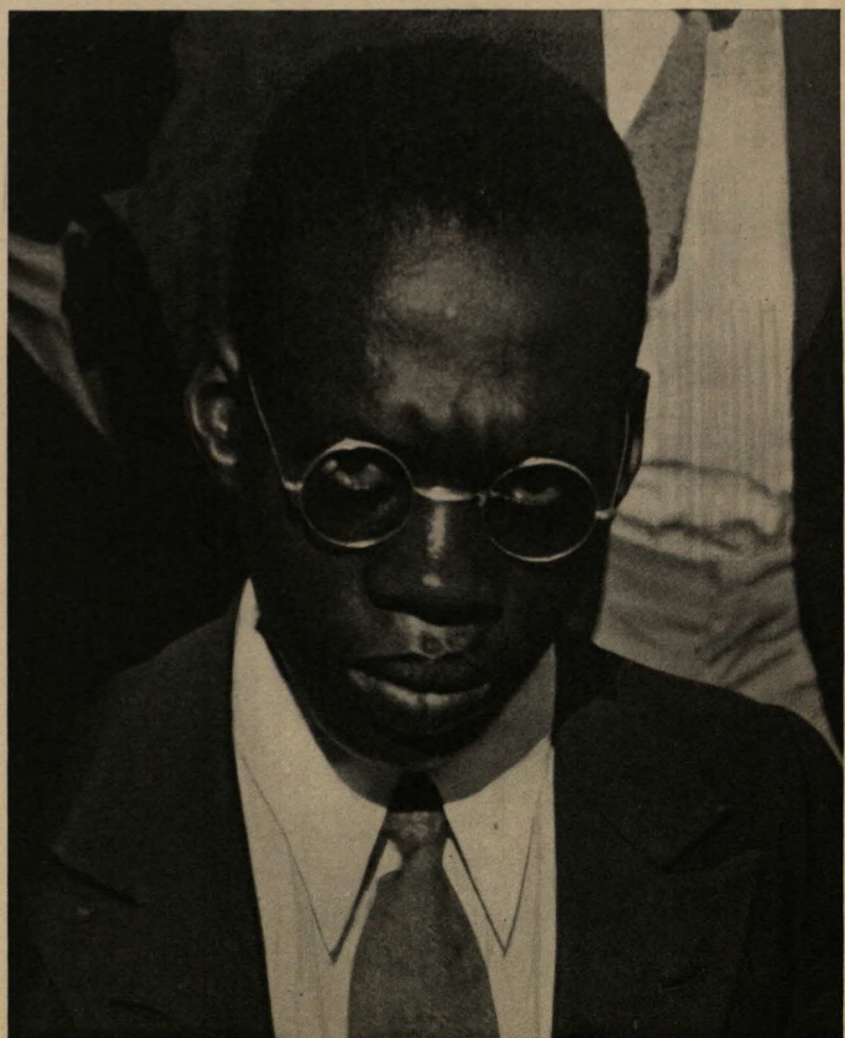
Noch liegt Afrika auf weite Strecken hin im „Urstand der Natur". Ob Berge, Steppen, Weiden, Sandwüsten, Seen, Flüsse, die Landschaft hat ihr Gesicht durch die Jahrtausende behalten; auch dort, wo die Farmen der Weißen liegen, ist es nur wenig verändert. Die Zeit, scheint's, steht hier still, Europas Zivilisation läßt den dunklen Erdteil links liegen, tage-, wochenlang kann man das Land durchstreifen, ohne auf ihre Spuren zu stoßen.

Kommt man jedoch zu den Häfen im Süden, den Handelstoren des Landes, zu den Städten, wo das Wirtschaftsleben pulsiert, so wird man gewahr, in welchem Maß unsere Zivilisation bereits von Afrika Besitz ergriffen hat. Hier atmet das Land schon ihren Geist, bestimmt sie das Bild der Straßen, die Formen des Verkehrs, das Denken und Handeln der Menschen mehr und mehr. Schon tritt von hier aus der Motor seinen Siegeszug an, schon recken sich in Johannesburg Wolkenkratzer gen Himmel, mächtige Symbole unserer abendländischen Seele, die nach den Sternen greift. Wahrzeichen sind sie, weithin ins Land ragende Wahrzeichen, daß die weiße Rasse auch den dunklen Erdteil durchdringen und ihm ihr Gesicht geben will.

Verkrampft malt der schwarze Abc-Schütze Europas Schriftzeichen auf seine Schiefertafel. Wird er sie intus bekommen? Geräumig genug ist sein Köppchen, bei der Sache ist er auch, vielleicht bringt er's sogar bis zu den Unteroffizierstressen der Zivilisation.

Die Wellblechbaracke wird in der Tropenhitze zum Backofen, die Schulstunde für Afrikas Nachwuchs muß im Freien abgehalten werden. Aber auch hier hapert's mit der Aufmerksamkeit, denn bei 50 Grad Celsius werden Geist wie Körper bequem.

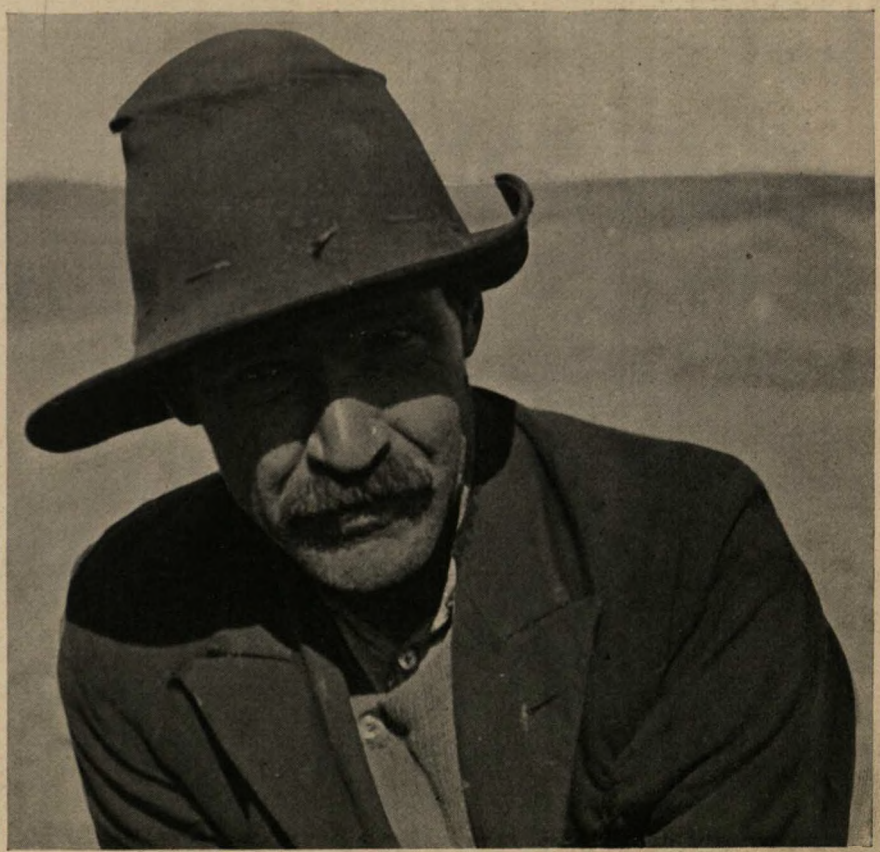
Wird ein Neger „höherer Schüler", trägt er nur noch die bei der europäischen Intelligenz übliche Uniform: Sakko, Flanellhose, Halbschuhe. Auch darin will er ihr gleichen.



Der „Herr Doktor" kann Gleichungen mit fünf Unbekannten lösen, tiefgründige naturwissenschaftliche Abhandlungen liefern, über Schopenhauer und Nietzsche diskutieren, aus Shakespeare wie aus G. B. Shaw und Tolstoi zitieren. Sein Vater hatte von alledem keinen Schimmer. Dafür trägt der Sohn auch eine Brille und die Melancholie auf dem Gesicht geschrieben; um diese Spesen des Fortschritts ist er nicht herumgekommen.

Noch heute sind bei den Buren Wagen gebräuchlich wie bei ihren Vorfahren, den Vortreckers, als diese 1692 ins Kapland kamen, um zu siedeln. Unternehmungslustiges, kühnes Holländerblut, setzten sie sich in harten Kämpfen gegen die Eingeborenen durch. Weite Strecken des Bodens kamen in ihren Besitz, gutes Weideland, so daß ihre Rinderherden sich bald vervielfachten, ohne daß sich die Vortreckers groß anstrengen mußten. Sie wurden wohlhabend, wenn nicht reich, ihre Söhne und Töchter brauchten nicht mehr zu arbeiten und lernten's denn auch nicht. Das sollte sich an den Nachkommen rächen; länger, bitterer rächen als jene Sünden, von denen der Katechismus spricht. Die Farmen waren groß. Die Kinder der Vortreckers erbten trotz der Aufteilung mehr als genug, um das gewohnte Herrenleben fortsetzen zu können; auch ihre Erben hatten noch nicht nötig zu arbeiten, lernten's also ebensowenig und pflanzten das Übel in ihren Kindern fort. Generationen starben, Generationen erbten. Nur wurde des einzelnen Erbteil immer kleiner, der Ertrag reichte nicht mehr aus für ein müheloses und dennoch behagliches Leben, wie es traditionell geworden war. Die schmal gewordene wirtschaftliche Grundlage zwang zu einem entsprechend bescheidenen Lebensstil, und auch dieser konnte auf die Dauer nur beibehalten werden, wenn man angestrengt und unermüdlich arbeitete. Aber „was Hänschen

nicht lernt, lernt Hans nimmermehr". Um die Jahrhundertwende brach über die Buren die soziale Katastrophe herein; sie abzuwenden, versuchten sie im Krieg gegen die Engländer vergeblich. Wer tüchtig war, paßte sich den so gründlich gewandelten Lebensbedingungen an und nahm Mühe und Arbeit als des Menschen Los wieder auf sich. Viele vermochten es nicht, kamen um Haus und Hof und alsbald auch um ihren letzten Besitz. Aus ihnen rekrutiert sich die Schicht der „poor white", der „armen Weißen", die inzwischen breit geworden ist und, weil sie stellenweise in schauerlichem Elend lebt, heute zu den gefährlichsten Problemen der Südafrikanischen Union gehört.



Für unsere Heldinnen und lieben Kinder

„Dein Wille geschehe"

Dies Nationaldenkmal ist errichtet zum Gedächtnis an die 26370 Frauen und Kinder, die in den Konzentrationslagern umgekommen sind, und an die anderen Frauen und Kinder, die anderswo im Verlauf des Krieges 1899—1902 gestorben sind.

Enthüllt 16. Dezember 1913.

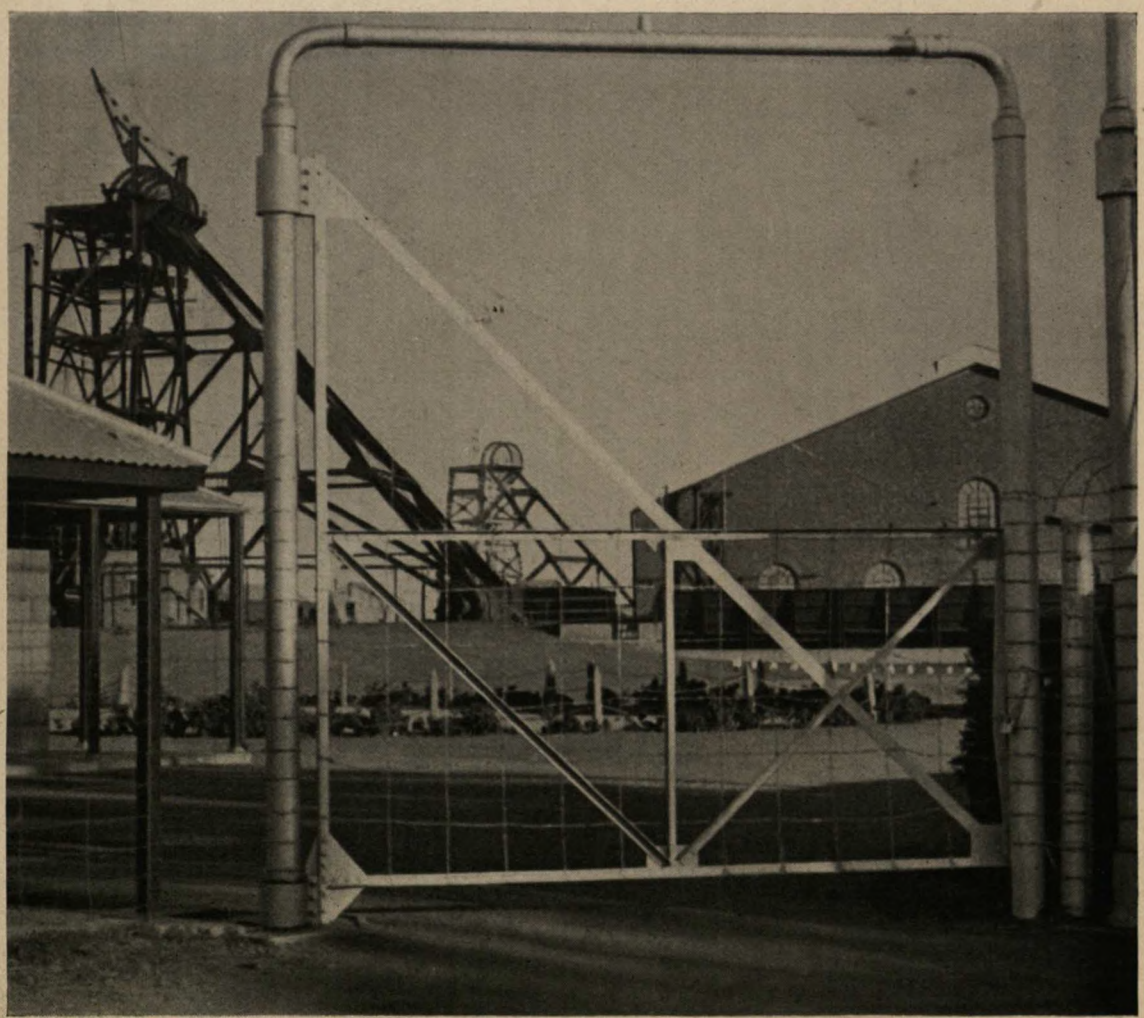
Auch in der Südafrikanischen Union ist die Jugend in „Bewegung" geraten. Jungen und Mädel leben nach neuen Denk- und Wertgesetzen, zugeschnitten auf die Stärke, die Größe des Vaterlandes. Seine Geschichte begann mit den Vortreckers, den Holländern, die das Kapland kolonisierten. Und so hat sich die südafrikanische Jugend den Vortrecker als Vorbild erkoren, ebenso unerschrocken, ebenso tatkräftig will sie sein. Stolz nennt sie sich „Vortreckerjugend", trägt sie als Abzeichen das Rad des Vortreckerwagens.

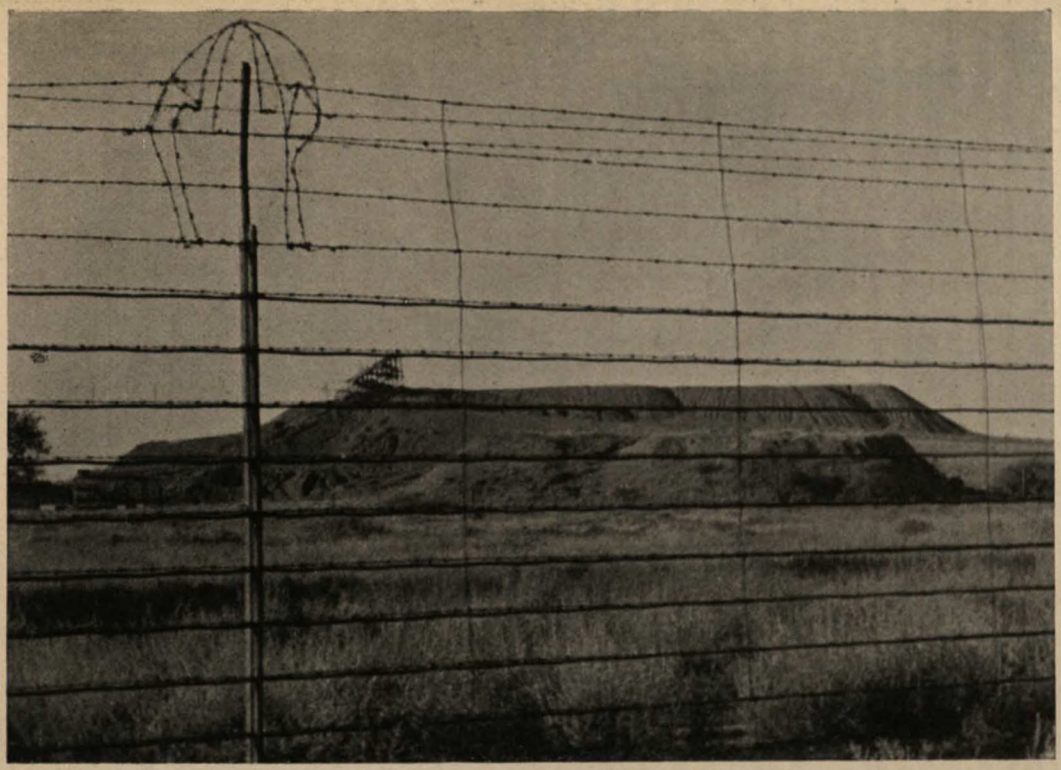
1867 wurden in Südafrika zum erstenmal Diamanten gefunden. Die Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer bis nach Europa, phantastische Gerüchte liefen um: Im Flußsand, im angeschwemmten Land sollten märchenhafte Schätze sozusagen mit Händen zu greifen sein. Das Diamantenfieber brach aus und ergriff Tausende und Abertausende, die Sucht, schnell zu Reichtum zu kommen, verdrehte den Menschen wieder mal die Köpfe. Ein „Run" begann, ein Wettlauf ums Glück. Für die allermeisten endete er mit grenzenloser Enttäuschung, mit tiefem, bitteren Elend.

Viele sind berufen, wenige auserwählt. Die ergiebigen Diamantenfelder sind längst im Besitz großer Konzerne. Was immer auch gegen ihre Methoden zu sagen ist, mit denen sie die Schürfer an die Wand drückten, eines muß man ihnen zugestehen: durch sie erst wurden die Diamantenfelder voll erschlossen, erhielten sie die große Bedeutung für das Wirtschaftsleben der Südafrikanischen Union.

Bei Kimberley, bei Pretoria sowie im Oranje-Freistaat, wo „Kimberlit" vorkommt, ein graublauer, sehr fester vulkanischer Tuff, in den Diamanten eingebettet sind, wird ihre Förderung bergbaumäßig betrieben. Um wieviel die weiße Kohle nobler ist als die schwarze, kann man hier schon am blitzsauberen Eingangstor der Minen ermessen.

Und zugleich ermessen, welche Wirtschaftsmacht die Konzerne sind, welchen politischen Einfluß sie mithin ausüben können. Sie haben ihn spielen lassen, als die Ausbeute der Diamantenfelder in Deutsch-Südwestafrika von 1908 bis 1913 auf rund 4,7 Millionen Karat (1 Karat gleich 0,2 Gramm) im Wert von 152 Millionen Reichsmark stieg. Die Monopolstellung der südafrikanischen Konzerne war bedroht, und deshalb wahrlich nicht zuletzt wurde unsere Kolonie 1919 geraubt.



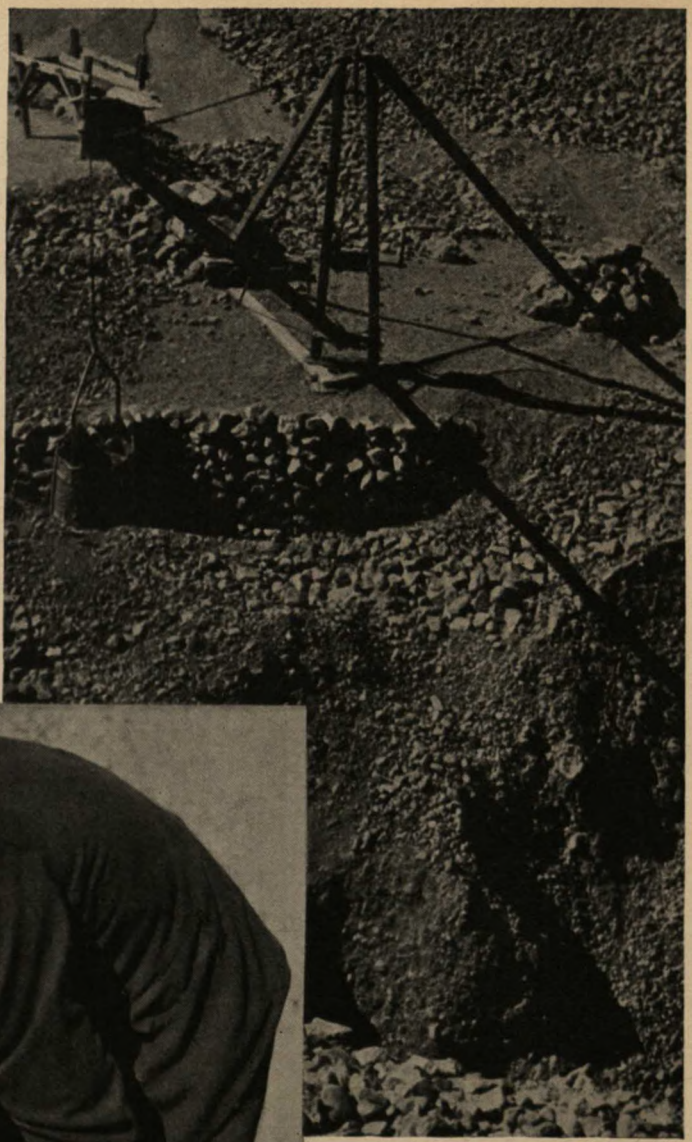


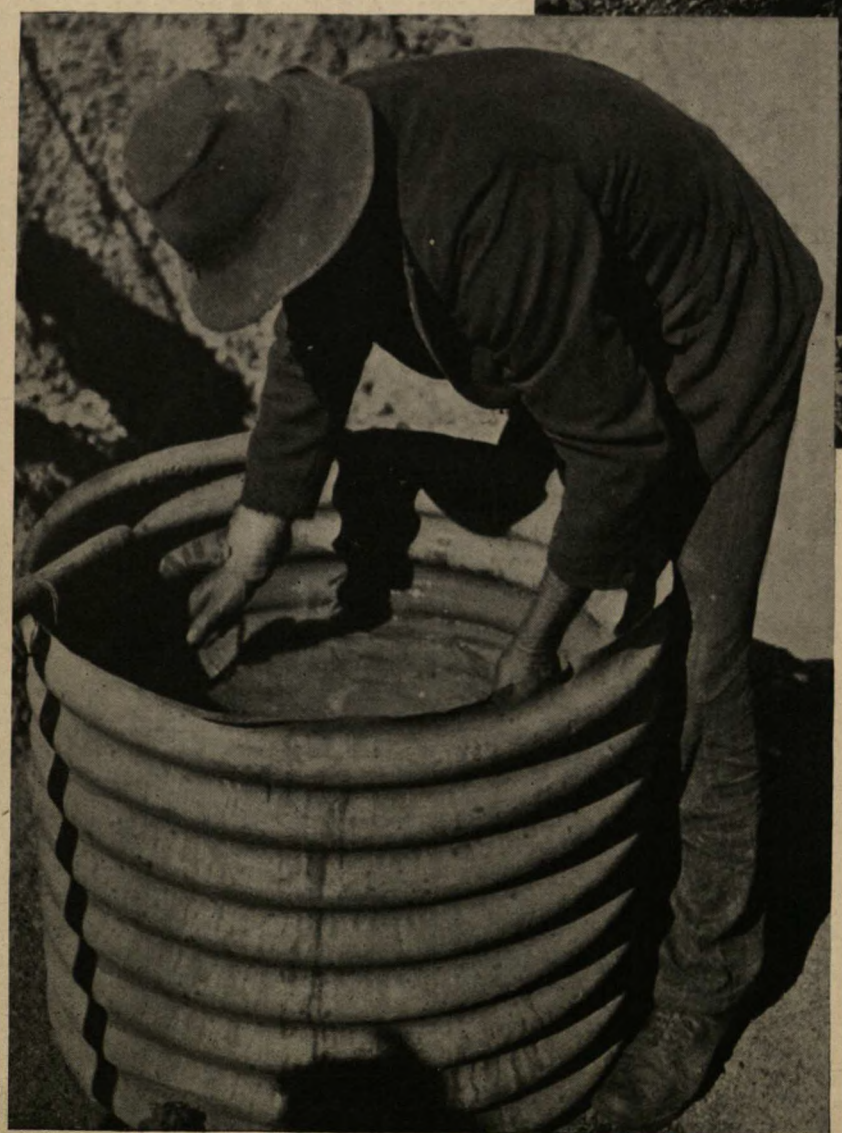
Eiserne Tore, die bei Tag und Nacht bewacht sind, ein hoher Stacheldrahtzaun, der rings um das Diamantenfeld läuft, sperren die Arbeiter von der Außenwelt ab, auf daß keiner widerrechtlich angeeignete Diamanten an den Mann bringen kann. Aber Gefangene sind immer wieder schlauer als ihre Wärter. Immer neue Methoden werden ersonnen, um die kostbaren Edelsteine herauszuschmuggeln und zu Geld zu machen.

Ein Diamant von dieser Größe wird mit 90 engl. Pfund bezahlt. Eigentlich müßte er billiger sein, denn auch bei der weißen Kohle herrscht mittlerweile Überproduktion. Aber die großen Konzerne halten einen Teil zurück, damit der Marktpreis wenigstens einigermaßen stabil bleibt.

Der Diamantenschürfer auf eigene Rechnung, Digger genannt, hat nur noch wenige Stellen, wo er das Glück auf die Probe stellen kann. Die Gebühr für das von der Regierung zu erwerbende Schürfrecht ist nicht hoch, der Anschaffungspreis für die Arbeitsgeräte aber für den einzelnen Digger oft unerschwinglich, so daß er sich mit einem anderen oder sogar mehreren zusammentun muß.

Auf dem Diamant-claim wird die Erde mittels eines primitiven, mit der Hand betriebenen Krans zutage gefördert, in feinmaschigen Handsieben gewaschen, wobei durch die kreisende Bewegung die Steine nach ihrer Schwere geschichtet werden. Jedes Sieb bedeutet neue Hoffnung, die nur zu oft enttäuscht wird, wenn der Kuchen des umgestülpten Siebes auf dem klapprigen Holztisch liegt und keiner der Steine sich als der vielkarätige Diamant entpuppt, der aller Mühe und Plage des Schürfers mit einem Schlag ein Ende macht.



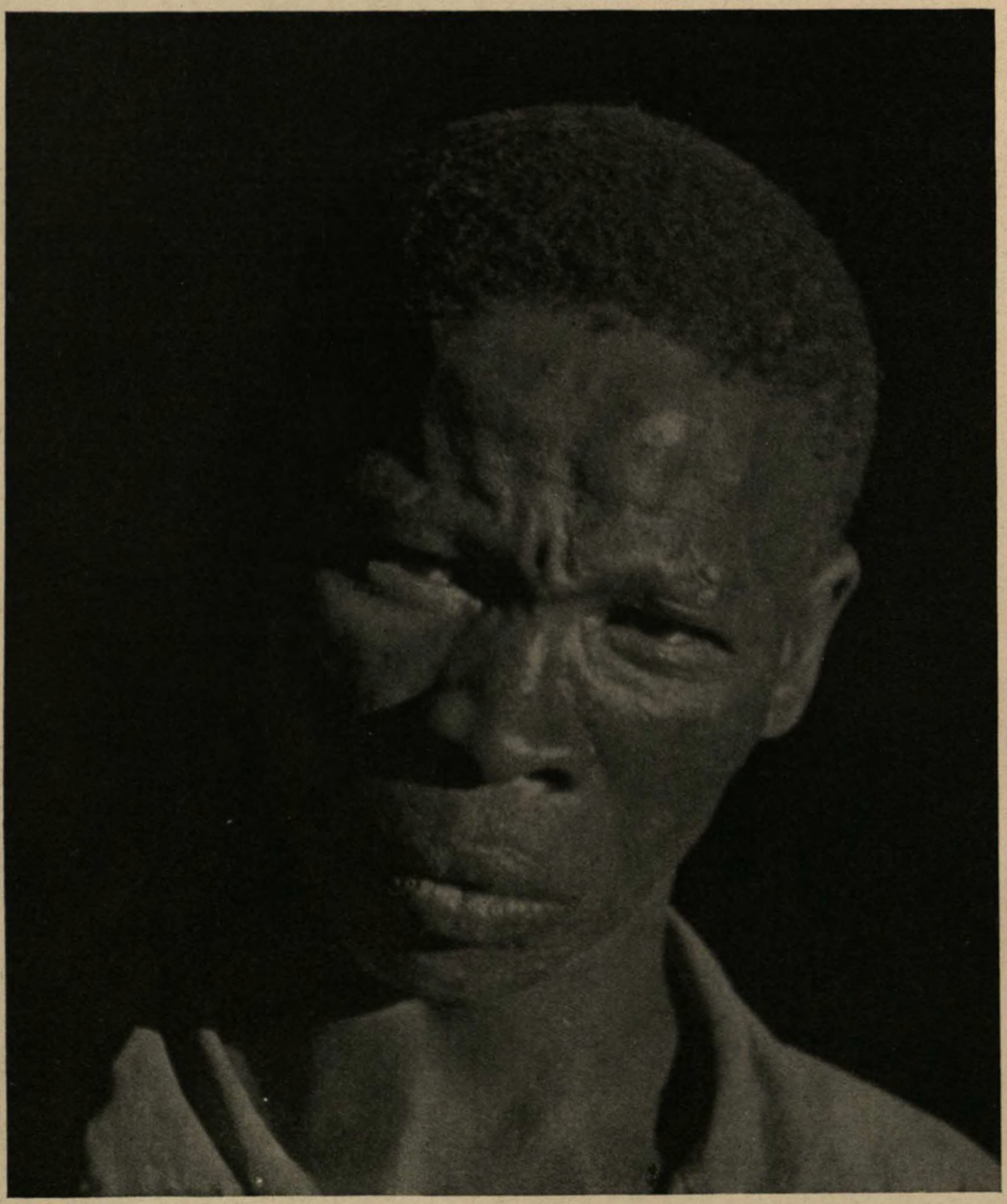


Trotzdem, er harrt aus, bis sein letzter Penny verbraucht ist. Dann haut er ab, und auf dem verlassenen Diamant-claim taucht ein noch ärmerer Teufel auf, der die Kuchen nochmals mit dem Messer durchkratzt und, wenn er Glück hat, etliche Diamantsplitter findet, die der Digger übersehen.

Es ist ein Hasardspiel, bei dem der Digger alle Chancen hat, zu verlieren. Nichtsdestoweniger leben beispielsweise in Lichtenburg etwa 5000 Schürfer, die insgesamt monatlich für durchschnittlich 15000 engl. Pfund Diamanten finden. Immer wieder glückt zweien, dreien der große Schlag, der in den übrigen, obgleich sie kaum das Dasein fristen, das Diamantfieber stets aufs neue schürt.

Die südafrikanischen Diamanten- und Goldminen brauchen viele Arbeitskräfte. In den Schwarzen stehen genug zur Verfügung. Die „Native Recruiting Corporation" schafft sie heran. Ihre primitiven, dem Verständnis der Schwarzen angepaßten Werbeplakate malen den armen Teufeln alle die Herrlichkeiten vor, die sie erwarten: die sausende Fahrt im Expreß, die alle begehren, aber die die wenigsten erschwingen können; die Minenanlagen, die Arbeitsgeräte, die technischen Wunder der Weißen, die die Neugier der Schwarzen erregen; die Dinge, die er für seinen Arbeitslohn erstehen kann, das Staunen, die Freude seiner Angehörigen, wenn er zurückkehrt mit Geschenken für Kind und Kegel.

Das wirkt, das lockt unwiderstehlich. Den häufig gerade nur das nackte Dasein fristenden Schwarzen kommen die Diamanten- und Goldminen wie Ausgangsstationen zum Paradies vor, die Kontore der „Native Recruiting Corporation“ wie Schalter, an denen man das Billett in die Glückseligkeit lösen kann. Alte, Junge, manche nur in eine Decke gehüllt, andere schon von der europäischen Konfektion bekleidet, machen sich auf den Weg, die Kette der brauchbaren und dabei billigen Arbeitskräfte reißt nicht ab.



Nun hat der Neuangeworbene seine Stellung angetreten. Vorläufig scheint er mißtrauisches Unbehagen zu empfinden. Er hat noch nicht die Gelassenheit, wie die beiden Veteranen unter den Minenarbeitern.

Der eine vertilgt alles, was ihm vor die Binde kommt; hier trinkt er allerdings keinen Schnaps, sondern völlig verdorbene Milch, die er uns, als wir sie fortschütten wollten, abbettelte. Dem anderen geht die Pfeife nicht aus. Was er ißt, was er anzieht, ist ihm ziemlich Wurscht, nur Tabak muß er haben.

In Südafrika haben Deutsche so manche Einöde in blühendes Land verwandelt und dort, wo anderen Weißen nichts zu holen schien, stattliche Herrensitze geschaffen. Ein dem letzten Präsidenten der Burenrepublik, Ohm Krüger, zugeschriebenes Wort sagt: „Setzt den Deutschen auf einen nackten Felsen, nach einem Jahr hat er daraus einen fruchtbaren Garten gemacht."

Freilich gibt es Gegenden, wo selbst Deutsche nichts ausrichten können. Zum Beispiel an der Grenze gegen das Basutoland, am Fuß der Drakensberge. So romantisch die Landschaft hier ist, so unfruchtbar ist der Boden. Keine Straße durchzieht ihn, nur wenige Fußwege führen zu den schwer passierbaren Gebirgspässen; Gräser, Büsche, Bäume sind das einzige Leben, das der Mensch, wenn ein Zufall ihn herführt, antrifft. Ein Tal des Schweigens.

Der alte Farmer gehört zu der Handvoll Deutscher, die vor 50 Jahren ins Land kamen und Hermannsburg gründeten, die nach einem Dorf in der Lüneburger Heide benannte Stadt, die heute ein Mittelpunkt des Deutschtums in Natal ist. Die Zeit hat sein Haar gesilbert, die fremde Landschaft aber hat ihn nicht zu verändern vermocht, er entrichtete ihr keinen Tribut, er ist in jedem Zoll Deutscher geblieben. Ein Patriarch, dessen Enkel sein Werk fortsetzen werden.

Ein Flachskopf, Urbild eines deutschen Jungen. Gefilmt zu werden, darauf war er gar nicht wild; ja, das gibt's auch noch. Er war mehr entrüstet als verlegen und schien herausplatzen zu wollen: Was denken Sie sich, ich bin doch nicht Shirley Temple!

Anders die junge deutsche Dame, die auf einer Farm in Natal aufwächst. Trotz der Befangenheit vor uns Fremden, trotz ihrer Scheu vor der Kamera trippelte sie näher — die Neugier war stärker. Alles andere schwand, und bald stand das Evastöchterchen da mit ihrem schönsten Fotografiergesicht.

Großmutter mit ihrem Enkel auf einer schön, doch einsam gelegenen Farm in Natal. Nur hin und wieder kommen aus der Umgegend Freunde zu Besuch, die Familie ist meist auf sich allein angewiesen. Das ist wenig kurzweilig, hat aber einen großen Vorteil. Von der Sprache und den Sitten der fremden Umwelt kaum berührt, erhält sich das Heimatliche, das Deutsche. Deutsche Zeitschriften, Bücher und neuerdings Rundfunksendungen helfen dazu. Als wir Großmutter im Rohrsessel sahen, häkelnd, dem Enkel Geschichten erzählend, versank für eine Weile die afrikanische Landschaft um uns, wir meinten, in Westfalen, Mecklenburg, Pommern, irgendwo in Deutschland zu sein.

Raumnot, Wanderlust, Unternehmungsgeist, der Hang zum Abenteuer haben im Lauf der Zeit zahllose Deutsche in die weite Welt getrieben. Viele leider gingen ihrem Volkstum verloren; nur zu leicht, nur zu schnell wurden sie in der Fremde „Kulturdünger". Gegen die Auswanderer nach Südafrika, meist Niedersachsen, kann man den Vorwurf nicht erheben. Auch dort, wo sie nicht geschlossen siedelten, haben sie mit der sie auszeichnenden Hartnäckigkeit ihr Volkstum behauptet. Allerdings haben sie's damit leichter gehabt als etwa die Deutschen, die in Amerika zwischen die Angelsachsen wie zwischen Mühlsteine gerieten.

Wie zäh sie hier in Südafrika an ihrem Volkstum festhalten, das erhellt aus dem weitverzweigten, blühenden deutschen Schulwesen. Das Herz wird einem weit, wenn man, wie wir in Neu-Hannover, von frischen Jungens- und Mädelsstimmen unsere alten Volkslieder singen hört: „Jan Hinnerk geiht jümmer noch up de Lammerstraat" oder „Ich sah ein Schifflein fahren" oder „Am Brunnen vor dem Tore". Da sitzt nicht nur die Melodie, da sitzt nicht nur der erste Vers, sondern alle, und in Deutschland können sie wahrhaftig nicht hingegebener gesungen werden als hier unter der tropischen Sonne. Wer Ohren hat zu hören, vernimmt aus alledem: Was die Väter bisher treu bewahrt, das wollen die Nachkommen nicht weniger treu festhalten.

„Wo wohnen wir, Inge?"
„Hier", sagt sie und zeigt, ohne daß der Finger auch nur einen Augenblick herumsucht, auf Neu-Hannover.

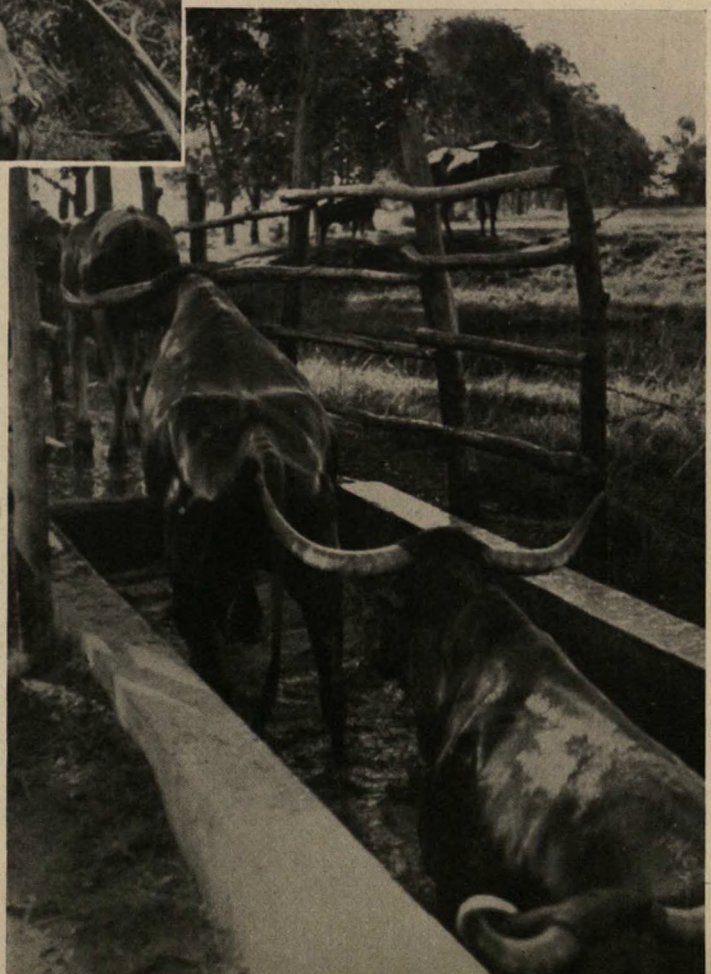
„Wo kamen unsere Väter her, Hans?"
„Hier", sagt er und zeigt, beinahe ohne hinzusehen, auf die Lüneburger Heide beim alten Hannover.

Die weiten Entfernungen machen das Reitpferd für den Farmer in Afrika unentbehrlich; bei dem primitiven Zustand der meisten Straßen wird es vom Auto auch nicht so bald verdrängt werden. Schon die Kinder lernen frühzeitig reiten. Schulweg, Besorgungen, Besuche, es gibt kaum einen Weg, den sie nicht im Sattel zurücklegen. Jedes Kind hat sein eigenes Pferd, mit dem es gut Kamerad wird, mit dem es wie der Kavallerist verwächst.

Die Dreikäsehochs müssen sich mit einem Eselswagen begnügen. Der erste Ritt zur Schule macht sie dann stolz wie Schneekönige.

Zu den Schattenseiten der Tropen gehört die Ungezieferplage. Unter ihr haben insbesondere die Zugochsen zu leiden, wenn sie oft viele Stunden im Joch gehen und dann der Unzahl kleiner und kleinster Plagegeister so gut wie wehrlos ausgeliefert sind. Aus seuchenpolizeilichen Gründen hat die Regierung angeordnet: Zugochsen sind wöchentlich zweimal zu „dippen". Das „Dippen" geschieht so, daß die Tiere einzeln durch eine meist aus Beton hergestellte Rinne getrieben werden, die nach der Mitte zu tiefer wird, so tief, daß sie hier ein Vollbad nehmen in einer Mischung aus Wasser, Arsen, Schwefel und Nikotin. Eine Wohltat, zugleich aber Plage. Durch das „Dippen" werden sie das Ungeziefer zwar los, die scharfe Flüssigkeit bereitet ihnen jedoch alles andere als Behagen, sie brennt, ätzt und ruft bei jungen Zugochsen mitunter sogar bösartige Wunden hervor. Kein Wunder, daß die Tiere nicht „gedippt" werden wollen, daß sie sich nach Kräften wehren, wenn sie in die Rinne getrieben werden sollen.

Deshalb stehen auch die Farmer dem „Dippen" mit gemischten Gefühlen gegenüber. Sie verkennen nicht, daß die Anordnung der Regierung notwendig, befolgen sie jedoch nur lässig, weniger aus Bequemlichkeit als aus Mitgefühl für die Tiere und aus Besorgnis vor möglichem Schaden. Die Regierung wiederum schickt alle naselang Kontrollbeamte, die unter diesen Umständen oft genug mit den Farmern Auseinandersetzungen haben. Man erzählt sich darüber amüsante Geschichten.



Lange Zeit war jedermann überzeugt, in der wasserarmen Karu könnte keiner siedeln. Ja, und dann kam ein Deutscher, Weyers, ein Mann, der kein Geld hatte, dafür um so mehr Scharfblick, Klugheit, Unternehmungswillen und Tatkraft, mit welchem Kapital er in der Karu siedelte und die Schwarzseher, Unker, Spötter, deren Zahl Legion war, bald zum Verstummen brachte. Seine Farm Toekomst ist der größte Besitz, den sich je ein Mann, der ohne Geld ins Land kam, erarbeitet. Der Wert der von Weyers alljährlich verkauften Schafe und Ziegen geht heute in die Zehntausende Pfund Sterling.

Das Gottesgeschenk für den armen Farmer ist die Gerbeakazie, blackwood oder black wottel genannt. Jeder Farmer pflanzt sie an, weil sie schon in sieben, spätestens zwölf Jahren schlagreif ist. Das feste Holz geht größtenteils als Grubenholz an die Gold- und Diamantenminen, die Rinde wird zum Gerben von Häuten verwendet. Der Transport erfolgt in zunehmendem Maß durch Lastwagen als dem verhältnismäßig billigsten Mittel, und insofern trägt die Gerbeakazie nicht wenig bei zur Motorisierung Afrikas.

In den Negerdörfern kennen viele ein Auto nur vom Hörensagen und standen bei unserer Einfahrt mit offenen Mäulern.

Aber in den Schwarzen lebt nicht mehr die alte, ehrfurchtsvolle Scheu vor den technischen Wundern der Weißen. Ob es sich um Autos, Maschinengewehre, Fotoapparate, Flugzeuge handelt, der Glaube, daß sie Zauberwerk sind, ist geschwunden. Desto stärker äußert sich jetzt die Neugier.

Nach dem ersten Staunen drängt sich insbesondere die Jugend um unser Auto und begafft und beschnüffelt es von allen Seiten. Wie lange noch, und die schwarzen Boys werden wie die weißen einen Ford von einem Krupp unterscheiden können und über Kuppelung und Differential fachsimpeln.

Je primitiver der Mann, desto geschmückter will er die Frau sehen. Es geschieht also nicht allein aus der weiblichen Lust am Schmuck, wenn die Negerin sich mit Ketten und Reifen behängt, wo sie nur Platz haben.

In ihrem Alter jedoch ist Schmuck nicht mehr nötig. Die Meinung des Mannes ist ihr gleichgültig geworden, die Gedanken richten sich jetzt auf die Enkel.

INSTYTUT GEOGRAFII BIBLIOTEKA

Bei den Zulus ist die Feldarbeit Sache der Frau. Ihr Werkzeug ist die uralte Sichel, und diese weiß sie ebenso ausdauernd zu handhaben wie kokett zu tragen.

Andere Erdteile, andere Schönheitsbegriffe. Die Zulufrau schmiert ihr Haar mit Lehm und roter Farbe ein und formt es zu einem festen, schräg gen Himmel ragenden Aufbau. Mit einer langen Nadel läßt sie ihn ab und zu auflockern; gewöhnlich von einer Freundin, die sich dabei für Sticheleien revanchieren kann.

51 Eine Zulufrau, deren Gesicht an Nofretete erinnert. Riesenhaft, dabei ebenmäßig gewachsen, ist sie anzuschauen wie eine Verkörperung der unerschöpften Kraft der schwarzen Rasse.

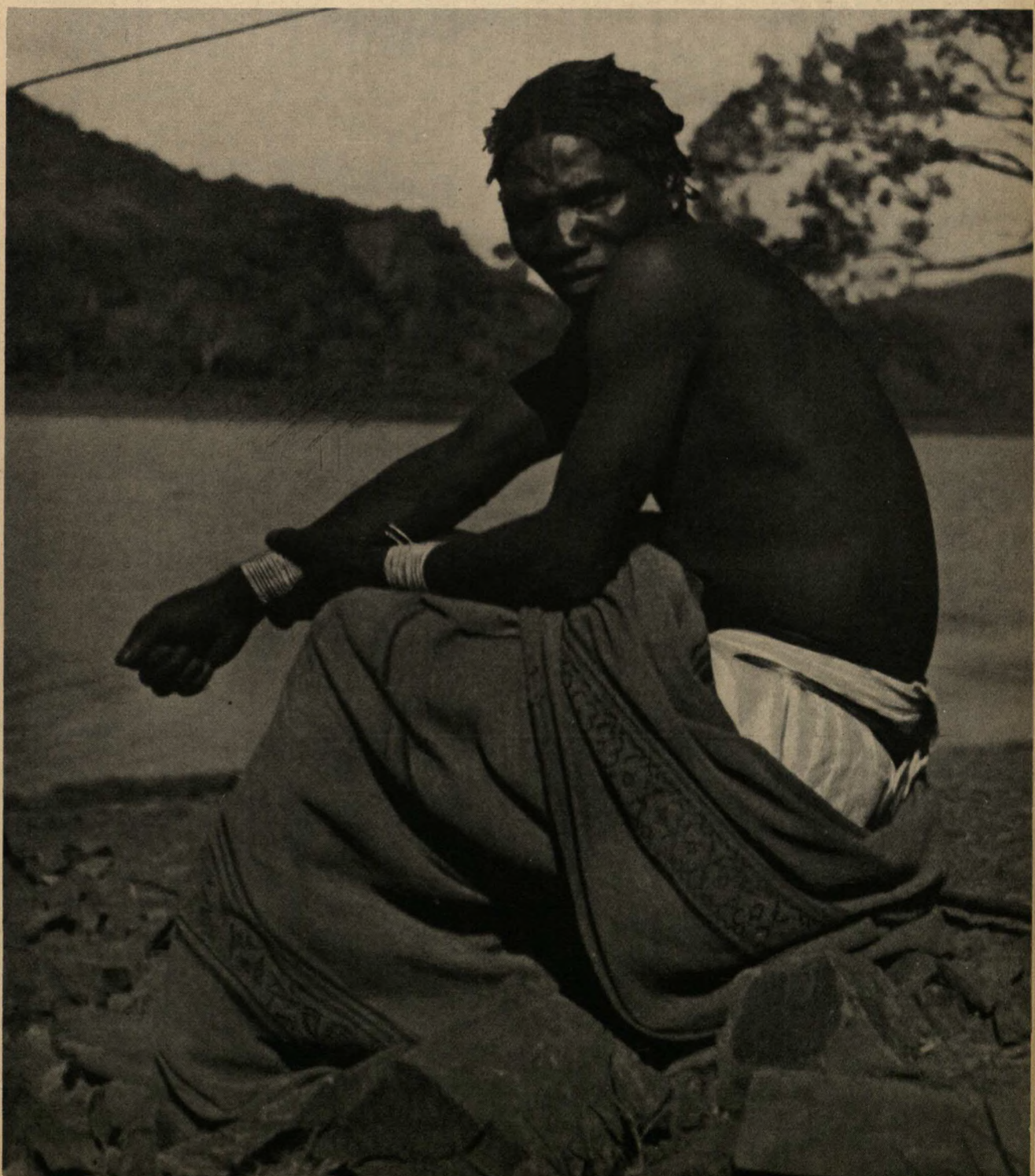
Im Basutoland, das, 30343 qkm groß, von 500000 Negern bewohnt, als sogenanntes Einzelreservat unter englischer Herrschaft steht. Die Landschaft ist auf weite Strecken gebirgig, kahl, öde. Großartig in seiner Wildheit ist jedoch das Tal des Oranje River. Meilenweit schlängelt er sich durch zwischen steilen, stellenweise Hunderte von Metern abfallenden Felsen.

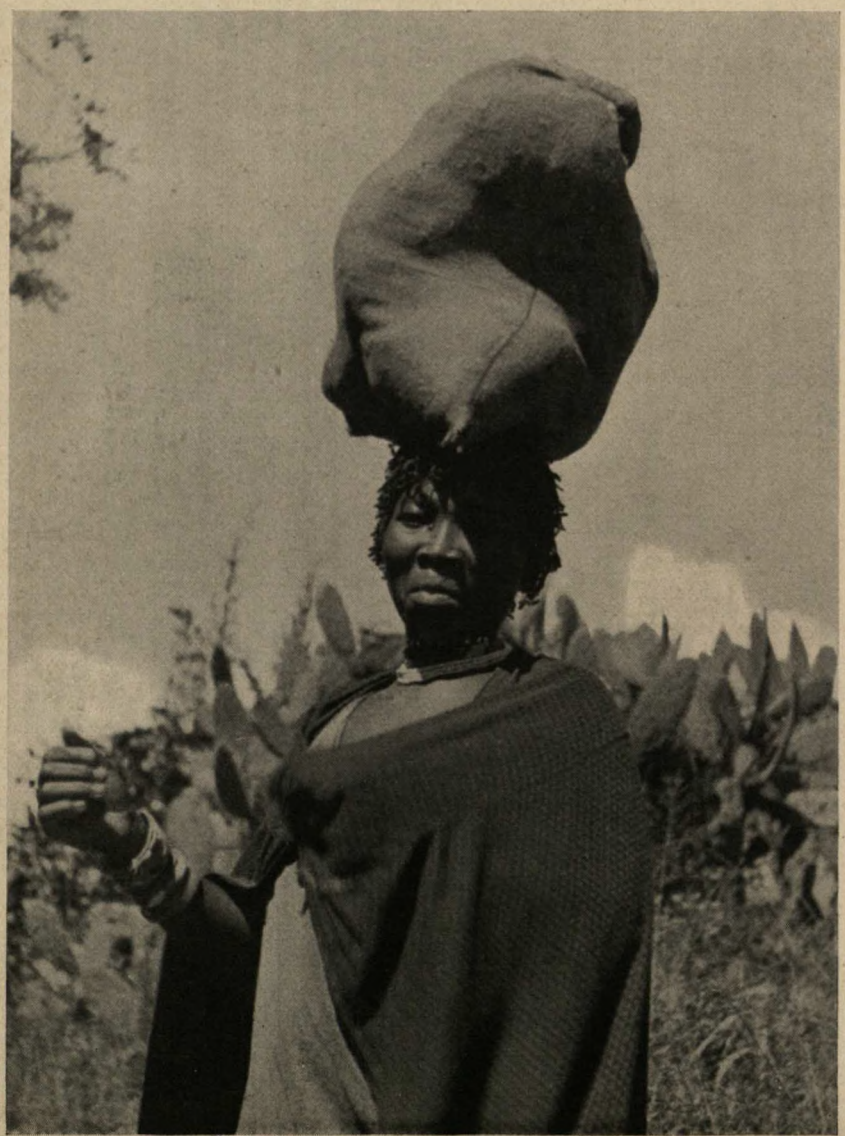
Von diesem Foto braucht sich niemand schockiert zu fühlen. Unser schwarzer Begleiter hatte kein Bedürfnis ... außer dem einen, hier im Basutoland auch mal gefilmt zu werden. Zu diesem Zweck setzte er sich in die Positur, die nach seiner Meinung die repräsentabelste ist.

Kein Land ist ganz öde. Auch das Basutoland hat seine fruchtbaren Bezirke, wo die Bewohner siedeln können.
Aus Steinen und Lehm bauen sie ihre Hütten, das Dach wird mit Maisstroh gedeckt. Die meist kleinen Maisäcker geben zwar nur mittleren Ertrag, um so besser gedeihen Rinder, Ziegen und vor allem die Basutoponnies. In der Nähe der Dörfer sieht man häufig große Herden, die Zeugen beträchtlichen Wohlstandes.

Die schwarze Hausfrau ist ein Arbeitstier; hat sie drei Sprößlinge, dann ist sie von früh bis spät in den Sielen.
Aber sie weiß sich zu helfen, sie kennt zahlreiche Kniffe, die ihr die Arbeit erleichtern. Bei dem anstrengenden Geschäft des Teigknetens bleibt sie, wie man sieht, wohlweislich im Schatten, nur ihren Arbeitstisch, eine Steinplatte, rückt sie in die pralle Sonne.

Ein Herkules, aber für Anstrengungen ist er nicht zu haben. Sein Ideal ist das Ideal der meisten Neger: beschauliche Ruhe.





In der Transporttechnik ist Afrika weit zurück. Im Innern des Landes begegnet man häufig Eingeborenen, die wie ihre Vorfahren in grauer Zeit die Lasten auf dem Kopf oder dem Rücken tragen. Hier, wahrhaftig, scheint die Zeit stillzustehen. Schon wie ein Fortschritt mutet es an, wenn man einen Kufenschlitten sieht; und dabei ist dieser noch älter als Rad und Wagen.

Welch ungeheures Feld steht Europas Zivilisation in diesem Erdteil offen!

59 Das Federvieh ist empört, es beansprucht heutzutage komfortabler zum Markt transportiert zu werden. Aber seine Trägerin denkt daran ebensowenig wie ihre Vorfahren, alles Zappeln und Kratzen gegen ihren Rücken kann das „hühnische" Mädchen nicht aus der Ruhe bringen

Der Bure ist ein leidenschaftlicher Schießer, das Wild, das ihm vor die Büchse kommt, knallt er kurzerhand ab. Ein Heger ist er nicht, so daß sich Südafrikas einst überreicher Wildbestand gegen Ende des vorigen Jahrhunderts immer bedenklicher verminderte.

Um ihn wieder aufzufüllen, erhielt nach einem Plan des Burenpräsidenten Ohm Krüger das Wild ein Schongebiet in dem bei Pretoria gelegenen Krüger-Park, einem von Flüssen umgrenzten Raum von der Größe Württembergs.

Der Erfolg blieb aus. Der Krüger-Park hatte bald einen starken Wildbestand, aber sowie die Tiere das Schongebiet überschritten, fanden sie meist ein schnelles Ende. Der Bure knallte sie mit der alten Unbedenklichkeit ab, aus dem Schießer war und ist noch bis heute kein Jäger geworden.

Sand, Steine, die Pflanzenwelt dürftig, die Hütten armselig, in dieser Umgebung — meint man — könnten nur ungelenke, plumpe Menschen heranwachsen. Aber die Zulus, die hier leben, führen die ganze Milieutheorie ad absurdum.
Prachtvoll gewachsene Gestalten sieht man in Hülle und Fülle, wohldurchgebildete Körper, die sich leicht und geschmeidig bewegen. Vor allem an den Frauen fällt immer wieder der elastische, federnde Gang auf; sie schreiten — auch wenn sie sich unbeobachtet fühlen — mit einer Anmut, wie sie nur geborenen Tänzerinnen eigen ist.

Breite, schier endlose Straßen, rechts und links Weiden, weite Grasflächen, die Maststätten für die Rinderherden, umgrenzt von Zäunen, die wie genormt aussehen, und darüber der Himmel, einer unermeßlichen blauen Glaskuppel gleichend — das ist die Landschaft im Oranje-Freistaat.

Südwest-Afrika

„Kolossal viel Gegend!“ meinte einer von uns, als wir nach Südwest kamen.

In der Tat, vor uns lag eine sandige, weit sich dehnende Ebene, außer drei schwarzen Punkten war nichts zu sehen. Auf sie hielten wir zu, und sie entpuppten sich als Gnus. Sowie sie uns erblickten, hauten sie ab wie die Teufel, wir in den Autos mit Vollgas hinterdrein.

Es war eine rasende Jagd, wir riskierten Hals und Bein. Als vor uns plötzlich ein ausgetrocknetes Flußbett auftauchte, Sand, der uns verdächtig trocken, verdächtig tief vorkam, konnten wir die Wagen gerade mit knapper Not stoppen.

Wir standen und schauten um uns. Viel Sand, viel Steine — das ist Südwest.

An einer brackigen Wasserstelle stehen zwei Palmen, anscheinend da, um zu zeigen, daß es in diesem Land auch noch Bäume gibt. Aber sie kommen sich selbst verlassen vor.

Verloren, wie auch wir uns vorkamen in dieser Weite, in dieser Leere. Hier wird der Mensch zur Winzigkeit, zum Nichts.

Durch die Kalahari reitend, schweiften unsere Gedanken zurück zu den Männern, die hier einst durchgezogen, die auf diesem Raum Schweiß und Blut vergossen.

1844 ward das Land an der Bai von Angra Pequana, das ein Jahr zuvor der Bremer Kaufmann Eduard Lüderitz in seinen Besitz gebracht hatte, vom Reich zum Schutzgebiet erklärt, ward in der Folge, um weite Gebiete gemehrt, zur Kolonie Deutsch-Südwestafrika, deren Grenzen 1890 im Verein mit den anderen Mächten festgelegt wurden.

Aber schon 1888 flammte der Aufstand der Hereros und Hottentotten auf, geschürt von denjenigen, denen Deutschlands Kolonialpolitik ein Dorn im Auge. Trotz des Sieges, den die Kaiserliche Schutztruppe unter Major Leutwein 1894 über den Hottentottenhäuptling Henrik Witboi erfocht, flackerte der Aufstand immer wieder auf, erst drei Jahre nach der schweren Niederlage der Hereros am Waterberg, 1904, konnte er endgültig erstickt werden.

In diesen neunzehn Jahren waren unsere Schutztruppler ständig im Kampf. Die hinterlistige, heimtückische Kampfesweise der Eingeborenen forderte Opfer über Opfer; die Behauptung in der menschenlosen Steppe, deren Sand die Sonnenglut zurückstrahlt als Höllenhitze, den Durst zur übermenschlichen Qual steigernd, forderte einen Willen, der oft genug über die Kraft zu gehen schien. Trotz alledem, unsere Schutztruppler erlagen nicht, durch Schweiß und Blut erwarben sie das Land für das Reich.

Sie haben sich unvergänglichen Ruhm erworben.

Ureinwohner Südwestafrikas sind die Buschmänner. Ihre Rassenzugehörigkeit ist ungeklärt und wird wohl kaum geklärt werden, zumal der Stamm im Aussterben ist; man schätzt, daß nur noch 5000 leben.

Einst über das ganze Land verbreitet, sind sie zurückgedrängt worden in die unwirtlichen Gebiete: in die Kalahariwüste und die Namib. Hier leben sie heute noch genau so primitiv wie vor Jahrtausenden, in Höhlen, Hütten, unter Windschirmen, die sie aus einigen trockenen Ästen und Baumrinde kunstlos zusammenfügen.

Von Gestalt klein, schwächlich aussehend, ist der Buschmann doch unglaublich zäh. Erlebt man ihn auf der Jagd, scheint er statt der Lunge einen Motor in der Brust zu haben und seine Muskeln scheinen von Stahl zu sein, so unermüdlich hetzt er das Wild. Muß es, schließlich ermattet, seinen Verfolger auf geringe Schußweite herankommen lassen, dann greift er zum Bogen. Das Gift seiner Pfeile, ein sehr starkes Gift, wirkt zwar langsam, aber unbedingt tödlich.

Stundenlang können Buschmänner zusammenhocken, ohne sich vom Fleck zu rühren, ohne ein Wort von sich zu geben. Auf den Europäer, der sie hierbei zum erstenmal erlebt, wirken sie wie Kreaturen, die ihr Dasein am liebsten im Stumpfsinn, im Nichtstun verbringen möchten. Bald wird er eines Besseren belehrt.

Denn im Buschmann lebt ein unbezähmbarer Drang in die Weite, in die Grenzenlosigkeit der Wüsten und Steppen. Ihm gibt er immer wieder nach. Eines Tages ist er verschwunden, aufgebrochen in die Namib, die Küstenlandschaft Südwestafrikas, die zu den trockensten Gebieten der Erde gehört. Der Weiße, der hier vorzudringen versucht, muß sein Unterfangen mit dem Tod bezahlen, der Buschmann hingegen verdurstet nicht, obwohl er mitunter viele Wochen in der Namib verbringt. Er ist bis auf den heutigen Tag der einzige, der sie kennt.

Alles Geheimnisvolle, Unerforschliche wird Gegenstand der Phantasie. Unter den Weißen taucht immer wieder das Gerücht auf, in der Namib stoße man auf Bezirke von paradiesischer Fruchtbarkeit und Schönheit, tief ins Innere müsse man allerdings vordringen ...

Von den Buschmännern ist dazu weder ein Ja noch ein Nein zu erhalten. Sie geben keine Auskunft über die Namib.

Nicht pure weibliche Neugier ist es, wenn hier schwarze Frauen zuschauen, wie der Zauberer einen Kranken heilt.

Primitive Stämme wie die Buschmänner leben in festgefügter Gemeinschaft. Sie sind ein Körper, jeder empfindet des anderen Schicksal fast wie sein eigenes, Freude wie Schmerz, Glück wie Unglück. Erkrankt einer, so ist das wie in einer Familie ein Ereignis, das alle angeht, das alle miterleben bis zu seinem Ausgang, sei er Tod, sei er Gesundung.

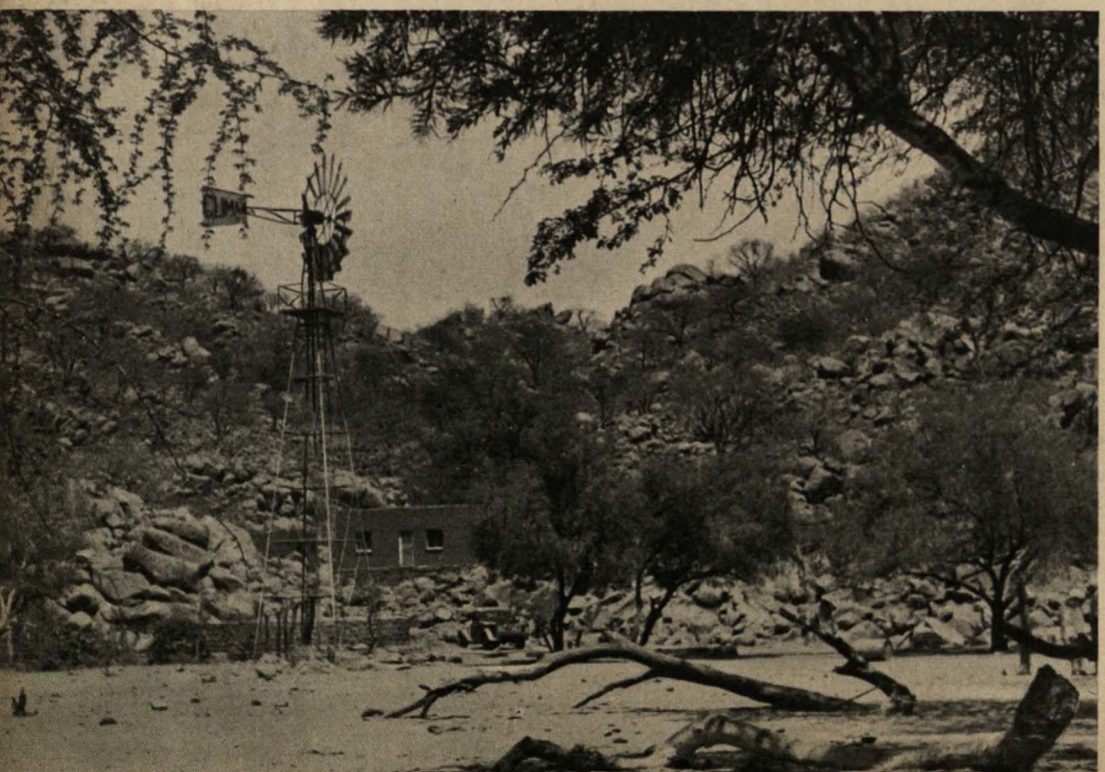
Für uns durch die Wissenschaft aufgeklärte Europäer geht eine Erkrankung nicht auf böse Geister zurück, die in den Körper gefahren. Die Buschmänner glauben noch daran, für sie ist ein Kranker ein Besessener, seine Heilung mithin ein religiöser Akt: die Austreibung der bösen Geister. Nur der Zauberer kann sie vornehmen; der Mann, der bei primitiven Völkern ja gleichzeitig Priester und Medizinmann ist.

Und so vollzieht er sie denn in einer Zeremonie, einer Art Beschwörungstanz. Die Frauen haben sich in gemessener Entfernung zu halten, „mulier tacet in ecclesia". Nur die Männer dürfen mitwirken, als Tanzgruppe, als Komparserie, wie sie zu feierlichen Akten gehört.

Mit krampfartigen Gliederverrenkungen nähert sich der Zauberer alsdann dem am Boden hockenden Patienten, ein Buschmann gibt ihm dabei Hilfestellung und hält ein geflochtenes Körbchen bereit, ein wichtiges, unentbehrliches Requisit. Hat nämlich der Zauberer aus dem Körper des Kranken die bösen Geister in seinen eigenen Körper übergeleitet, so stößt er sie mittels seiner überirdischen Kräfte wieder ab, sie fließen in das Körbchen und sind damit unschädlich gemacht. Hokuspokus, sagen wir Europäer. Aber die Buschmänner glauben an den Zauberer und seine Heilkraft, und der Glaube kann ja Berge versetzen.

In Südwest ist für den Farmer das Wichtigste: Wasser. Die Wasserstelle bestimmt den Platz der Farm, und dem Bau des zunächst primitiven, gerade nur Obdach gewährenden Hauses, voraus geht die Anlage des Windmotors, der das kostbare Naß aus der Erde pumpt, oft aus einer Tiefe von Hunderten von Metern. Ohne diese Wasserstelle sind Mensch wie Vieh verloren, wenn in regenarmen Sommern die natürlichen Wasserstellen austrocknen bis auf den letzten Tropfen.

Die Technik schützt den Farmer vor dem Verdursten, noch aber vermag sie trotz aller Versuche nicht künstlichen Regen zu erzeugen, der das Vertrocknen der Weiden abwendet. Melden die Zeitungen, daß in Süd-

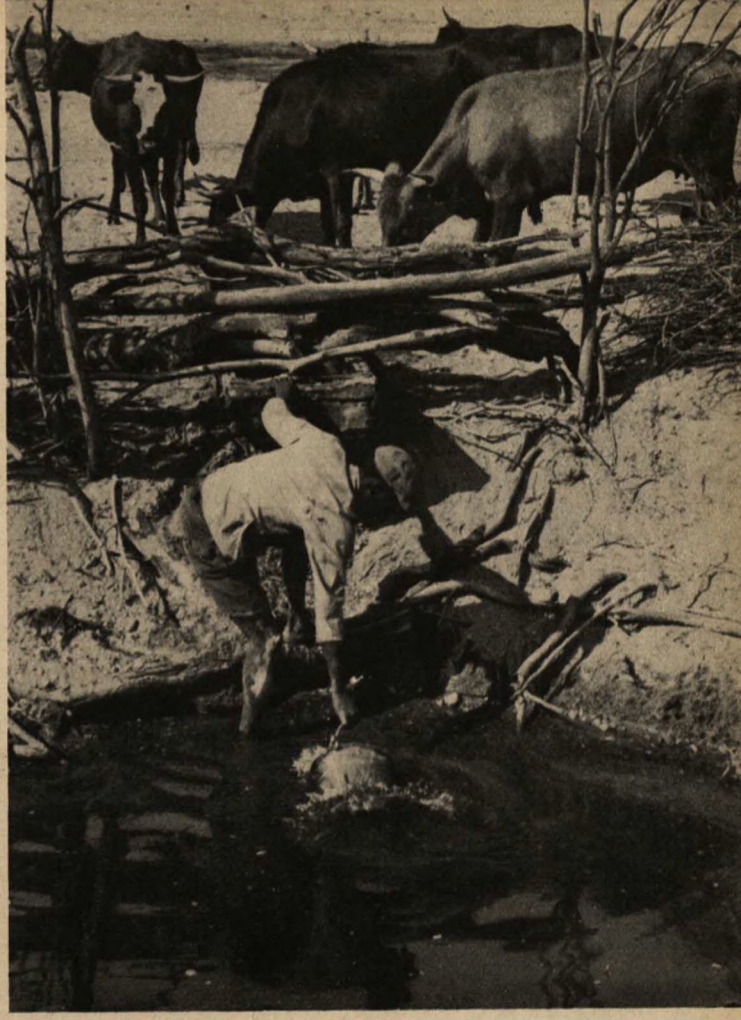


west Tausende von Rindern „an der Dürre zugrunde gegangen", so sind sie nicht verdurstet, sondern regelrecht verhungert. Und auf diesen Schicksalsschlag muß der Farmer ständig gefaßt sein.

Mit der Zeit sieht er ihm gleichmütig entgegen. Werden die Verluste zu schwer, die Schulden zu hoch, muß er, um sie zu bezahlen, die Farm verkaufen, so zieht er weiter und siedelt irgendwo aufs neue.

Wieder schläft er die erste Zeit im Zelt und baut zunächst den lebensnotwendigen Kühlschrank: ein einfaches Holzgestell, das er mit doppeltem Maschendraht überzieht, den Raum zwischen den Drahtwänden mit Schlacke oder Holzkohle ausfüllt und diese aus einem gelochten Wasserbehälter ständig überrieseln läßt. Der Wind erzeugt dann eine Verdunstungskälte, die Fleisch, Brot, Gemüse in größter Hitze frisch hält.

Einen immerwährenden Kampf mit der Hitze hat der Farmer zu führen. Nur seine Pflicht, d. h. alles, was in seiner Kraft steht, kann er tun. Der Segen, die Gnade, sie ruhen in höherer Hand.



Alle lieblichen Photos von den Farmen deutscher Südwester können und sollen nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Leben hier hart ist wie kaum anderswo. Um sich zu behaupten, muß einer von Natur mit Arbeitslust, Fleiß, Beharrlichkeit, mit den besten Eigenschaften des Deutschen ausgestattet sein, gerade hier muß er sie entwickeln und entwickelt er sie auch. Und so zeigen denn wohl nirgends in der Fremde so wie in Südwest unsere Landsleute deutsche Art. Als Gast auf ihren Farmen vergaßen wir oft, daß wir uns unter der Tropensonne befanden.

Der Krieg stürzte Südwest in eine schwere wirtschaftliche Krise; das von der Natur ohnehin nicht gerade gesegnete Land geriet an den Rand des Ruins. Abgewendet wurde er nicht zuletzt mit Hilfe eines kleinen schwarzen Geschöpfes, des Karakul-Lämmchens.

Schon 1905 hatte man aus der Bucharei die ersten Karakul-Zuchttiere eingeführt. Ihre Lämmchen liefern den kostbaren Persianer, d. h., wenn man sie alsbald nach der Geburt tötet.

Daß der Mensch wie hier Geschöpfe zeugen läßt, mit dem Vorsatz, sie kurz nach der Geburt zu töten, verträgt sich gewiß schlecht mit dem Begriff von der Heiligkeit jeglichen Lebens. Aber das ist nicht der einzige Widerspruch in dieser unserer Welt, denn „hart im Raume stoßen sich die Sachen". Immer wieder muß das Schwache dem Starken, das

Tier dem Menschen untertan sein, so heftig zarte Gemüter sich darüber entrüsten.

Etliche gehen so weit, daß sie Persianer abscheulich finden. Bestimmten sie den Geschmack, so würde die Karakul-Zucht Südwest nicht aus der Krise geholfen haben. Denn, wie gesagt, das hat sie. Sie ist heute das wirtschaftliche Rückgrat des Landes, Karakul ist das große Gesprächsthema der Farmer.

Mit größter Sorgfalt werden unter den ein bis zwei Tage alten Lämmchen diejenigen ausgesucht, die sich als Zuchttiere zu eignen scheinen, werden dann bonitiert, d. h. begutachtet, fotografiert, registriert und erfreuen sich aller nur erdenklichen Pflege. Die anderen freilich müssen ihr junges Leben lassen. Um des Felles willen, dessen wunderschöne Kräuselung und seidiger Glanz die Frauen entzückt und von ihren Männern entsprechend bezahlt wird.

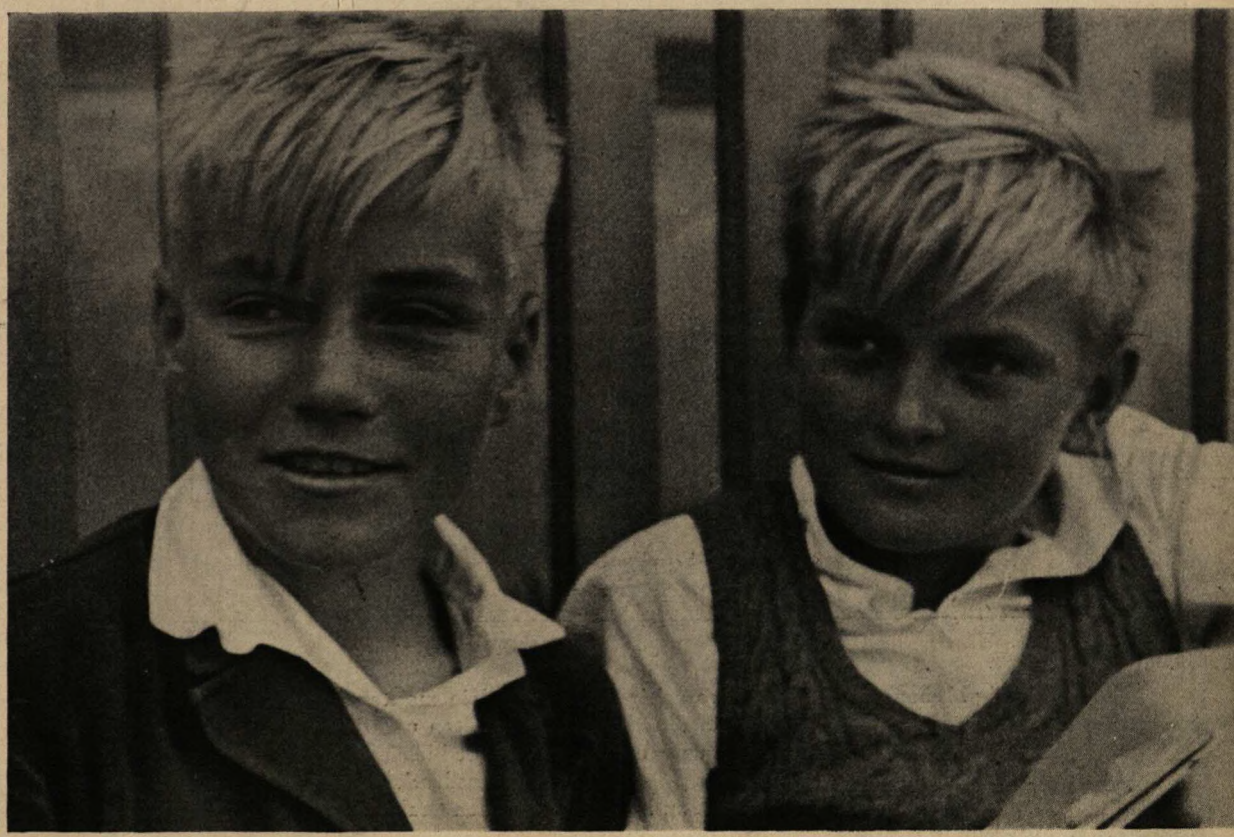
Nicht „Haus in der Sonne", sondern „Tintenpalast" nennen die Südwester das große, auf einer leichten Anhöhe erbaute Verwaltungsgebäude in Windhuk.
Davor erhebt sich, weithin sichtbar, das Standbild des kaiserlichen Schutztrupplers, an all das erinnernd, was er für Deutsch-Südwest, für das Reich geleistet hat.

1915 erlag die Kaiserliche Schutztruppe in Südwest der vielfachen Übermacht. In Windhuk zogen die Briten ein.

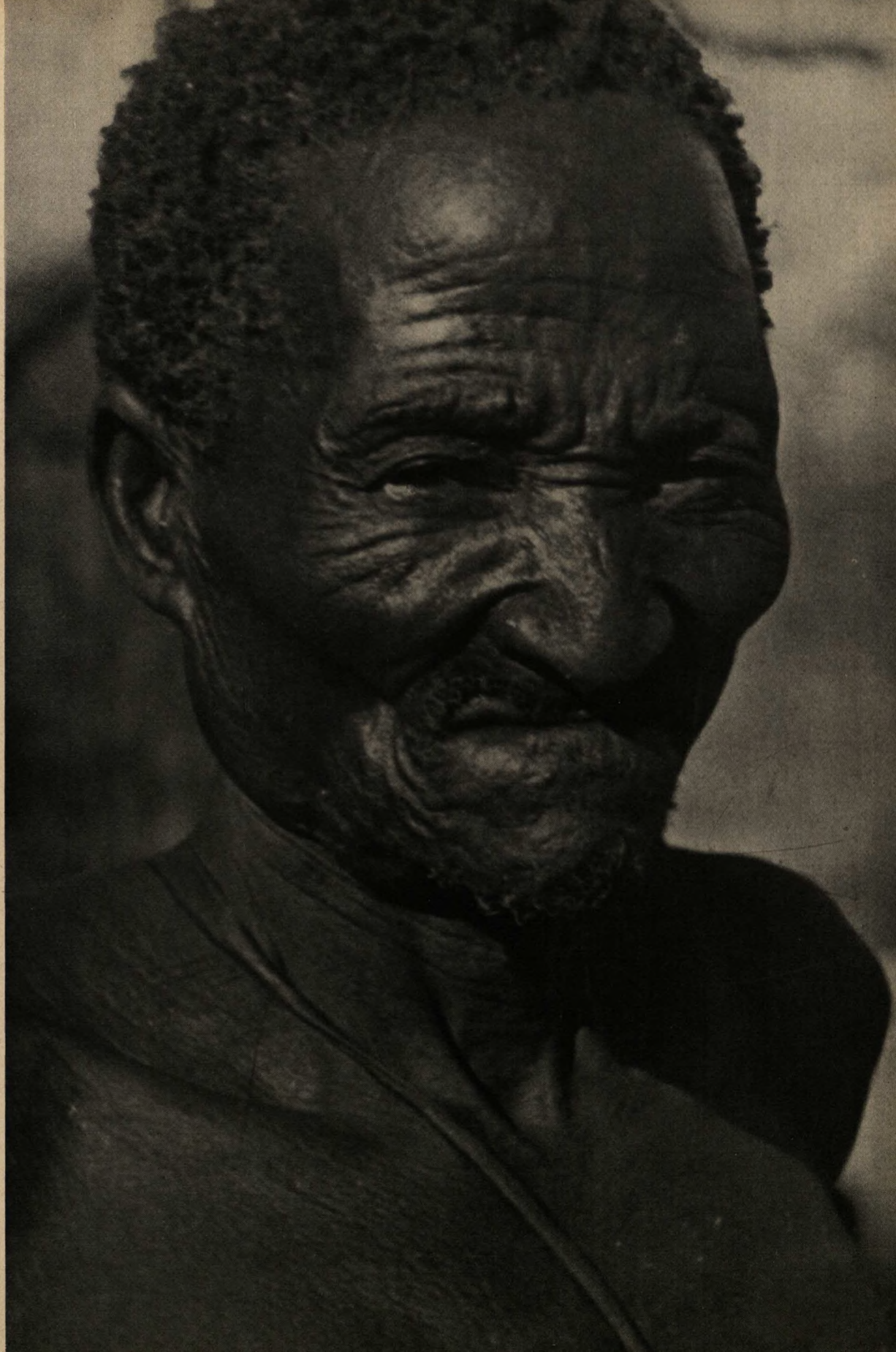
Aber britisch ist das Gesicht der Stadt in den dreiundzwanzig Jahren nicht geworden. Die Straßen, die Firmenschilder, sie tragen deutsche Namen. Man hört so gut wie ausschließlich deutsch sprechen, sieht zumeist unverkennbar deutsche Gesichter, sieht die Jugend, wenn sie zur Penne radelt, die hier auch heute noch typisch deutsche Schülermütze tragen.

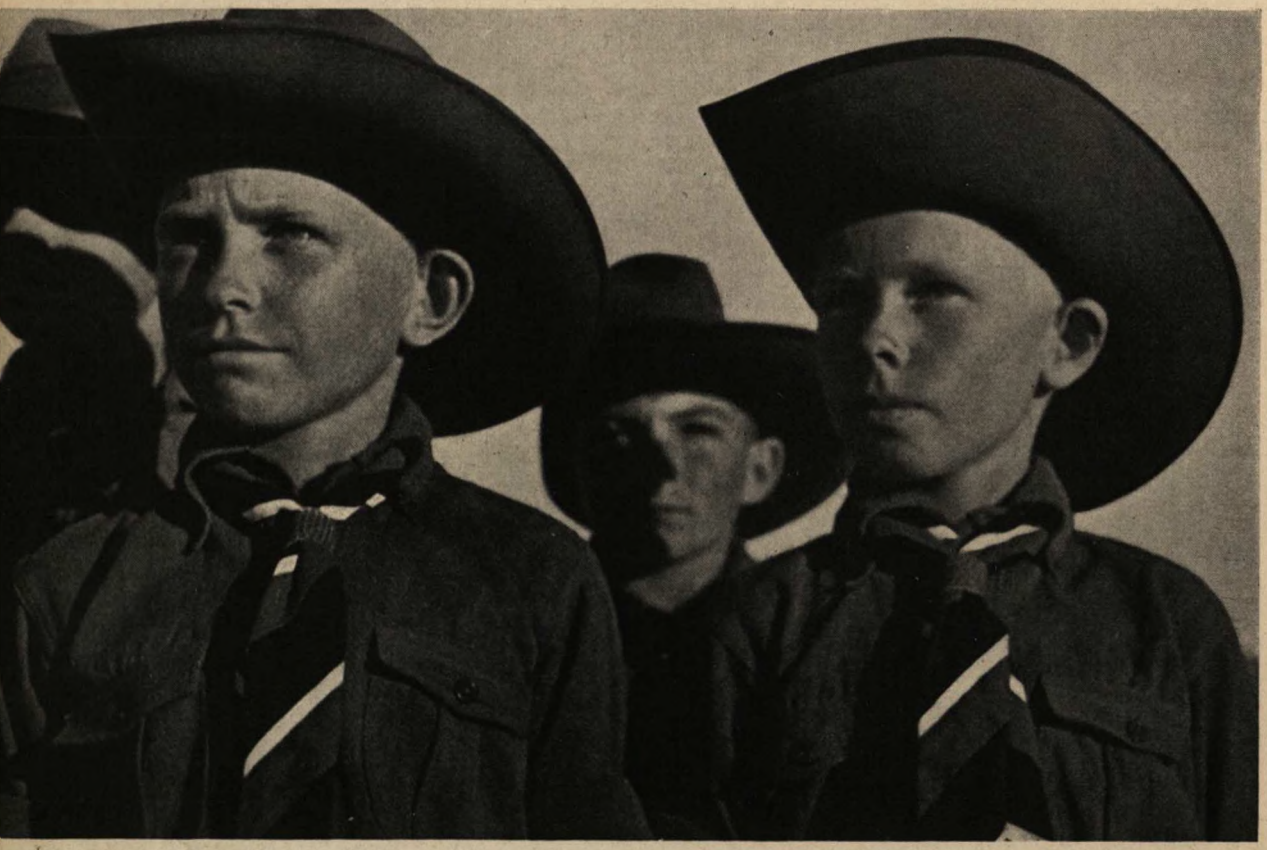
Nur ab und zu wird man durch Kleinigkeiten wie das „Ltd." auf dem Firmenschild Hugo Hensels daran erinnert, daß Windhuk heute zum Britischen Imperium gehört.

Ob junge Dame, ob Backfisch, ob Lauselümmel, das Deutsche steht ihnen allen auf dem Gesicht geschrieben. Und wenn man mit dieser Jugend in Südwest näher zusammengekommen ist, dann weiß man: Sie geht dem Reich nimmer verloren.

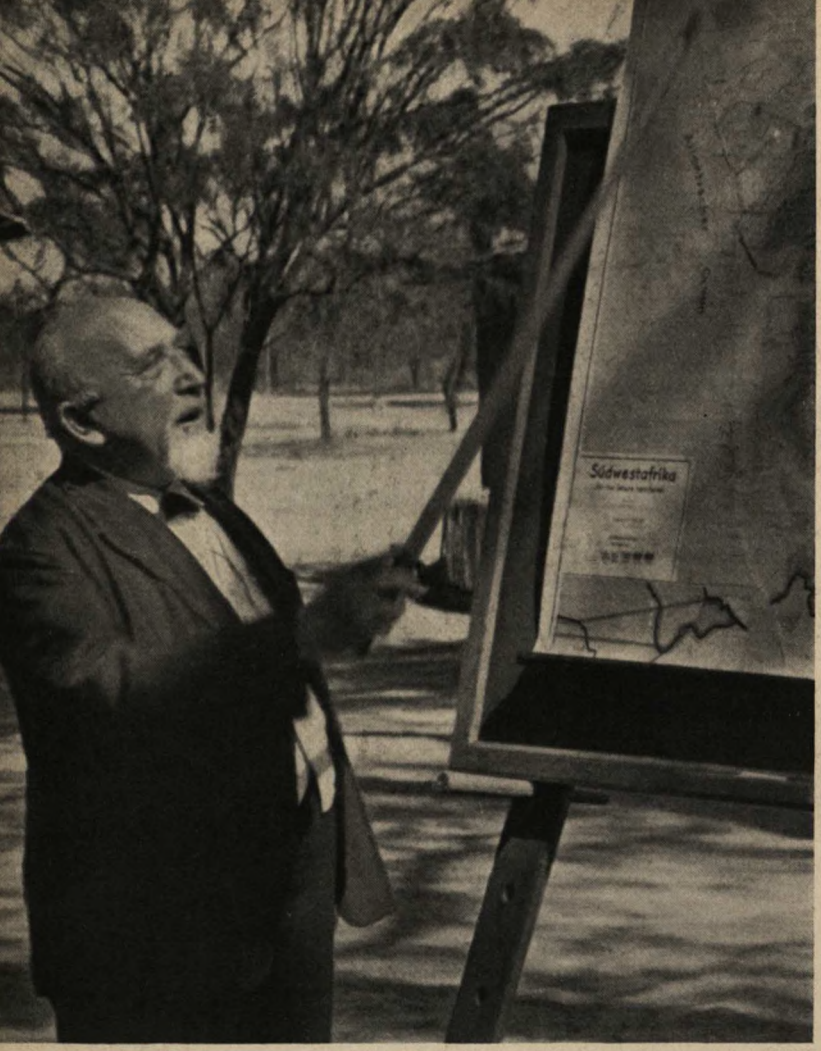


Vorzeitig blühen die Neger auf, vorzeitig welken sie. Die meisten werden dann nach unseren Begriffen geradezu abstoßend häßlich. Ihre Haut, voller Falten und Runzeln gleicht altem, völlig ausgetrocknetem Leder, und die Augen, zum Schutz vor der blendenden Helle des schattenlosen Landes zusammengekniffen, geben den Gesichtern den Ausdruck des Fratzen- und Maskenhaften. Zuweilen meint man Mumien vor sich zu haben, die aus den Grabstätten heraufgestiegen sind und am hellen lichten Tag gespenstern.





Farmernachwuchs hat es nötig, hart wie Soldaten zu werden, und doppelt nötig in Südwestafrika, das die Natur auf weite Strecken so stiefmütterlich behandelt, statt mit fruchtbarem Land mit Sand und Steinen ausgestattet hat.
Die organisierte Jugend der Südwester nennt sich Pfadfinderjugend. Nach dem Vorbild der weiland Kaiserlichen Schutztruppe tragen sie den „Südwester", und wenn sie marschieren, zeigen die Jungen mit Stolz auch die alte Kriegsflagge des Reiches.
Es ist guter deutscher Schlag, der sich hier in straffe Selbstzucht nimmt. In den Gesichtern der Pimpfe zeichnet sich bereits die trotzige Härte der Väter ab, der Farmer, die sich durch nichts beugen lassen.
Um die Mädels braucht man gleichfalls nicht bange zu sein. Der „Gretchen"-Typ war ohnehin nie Vorbild für Farmertöchter. Für sie galt es von jeher, das Leben mit offenen Augen anzusehen und sich aus eigener Kraft zu behaupten. Weit voran sind sie bereits auf dem Weg, den ihre Wimpel weisen.



Noch hat das Negerlein Angst vor der Kamera. Weiß man denn, was in dem Ding drin ist, ob nicht aus dem runden Loch plötzlich mit Geheul böse Geister herausspringen und einen packen und mitschleppen? Nicht mehr lange, und auch dieses kleinen Mannes Primitivität wird sich verloren haben. Dafür sorgt die Berührung mit der europäischen Zivilisation, insbesondere mit der Technik, die den Schwarzen neuerdings sogar schon auf den Dörfern buchstäblich auf den Leib rückt durch den „Lendenschurz mit Reißverschluß".

Und mit ihr das, was wir als „Aufklärung" hinter uns haben. Auch die Neger verlieren ihre Ursprünglichkeit, und diese Entwicklung ist nicht aufzuhalten, sie in richtige Bahnen lenken — das ist das einzige, was man tun kann.

Das Mittel ist ein entsprechender Schulunterricht: er ist die heute wahrscheinlich schon wichtigste Aufgabe, die die Weißen drüben zu bewältigen haben, so gering einstweilen die Zahl derer ist, die das einsehen. Zu ihnen gehört der rühmlich bekannte Dr. h. c. Vedder, der beste Kenner Südafrikas und verdienstvolle Forscher der Eingeborenen-Sprachen und Stammessitten. Etliche ehrenvolle Berufungen an deutsche Hochschulen hat er abgelehnt, um selbst den Schwarzen den Unterricht (die Landeskunde spielt eine große Rolle) zu erteilen, den er für notwendig hält.

Als die ersten weißen Frauen nach Südwestafrika kamen, gekleidet nach der damaligen, nach Englands Königin benannten „viktorianischen" Mode, wären die Hererofrauen vor Neid fast gelb geworden. Nach der Mode wollten auch sie angezogen sein, und nicht lange, so waren sie's; denn auch in Afrika führen die Frauen das durch, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben.

Die Queen Victoria starb, mit ihrem Zeitalter versank auch die „viktorianische" Mode. Nur die Hererofrauen haben sie beibehalten bis auf den heutigen Tag, aus Gründen, die noch dunkler sind als ihre Haut. Die moderne europäische Frauenkonfektion kann sie nicht reizen, und dieweil diese trotz allem Geschäftssinn ihnen keine „viktorianischen" Roben präsentiert, so nähen sie sie selber. In jedem Dorf finden sich heute ein, zwei Singer-Nähmaschinen, so fortgeschritten sind die Hererofrauen doch.

Einer, der wie am Spieß schrie, als er photographiert werden sollte. Er verlor Windeln und was in sie gehört.

In den Sandsteppen stößt man immer wieder auf solches Gestein. Als wenn in grauer Vorzeit eine ungeheuere Naturkatastrophe ein Gebirge zersprengt und über das ganze Land verstreut hätte.

Der zauberhaft gelegene Guinas-See; den Anglern für ihr Geduldspiel besonders zu empfehlen: die Fische beißen hier auch nicht.

Zu Afrika gehört die Story; wobei keiner an moderne europäische Magazine wie „Wahre Geschichten" denken möchte — die afrikanische Story ist seriös.

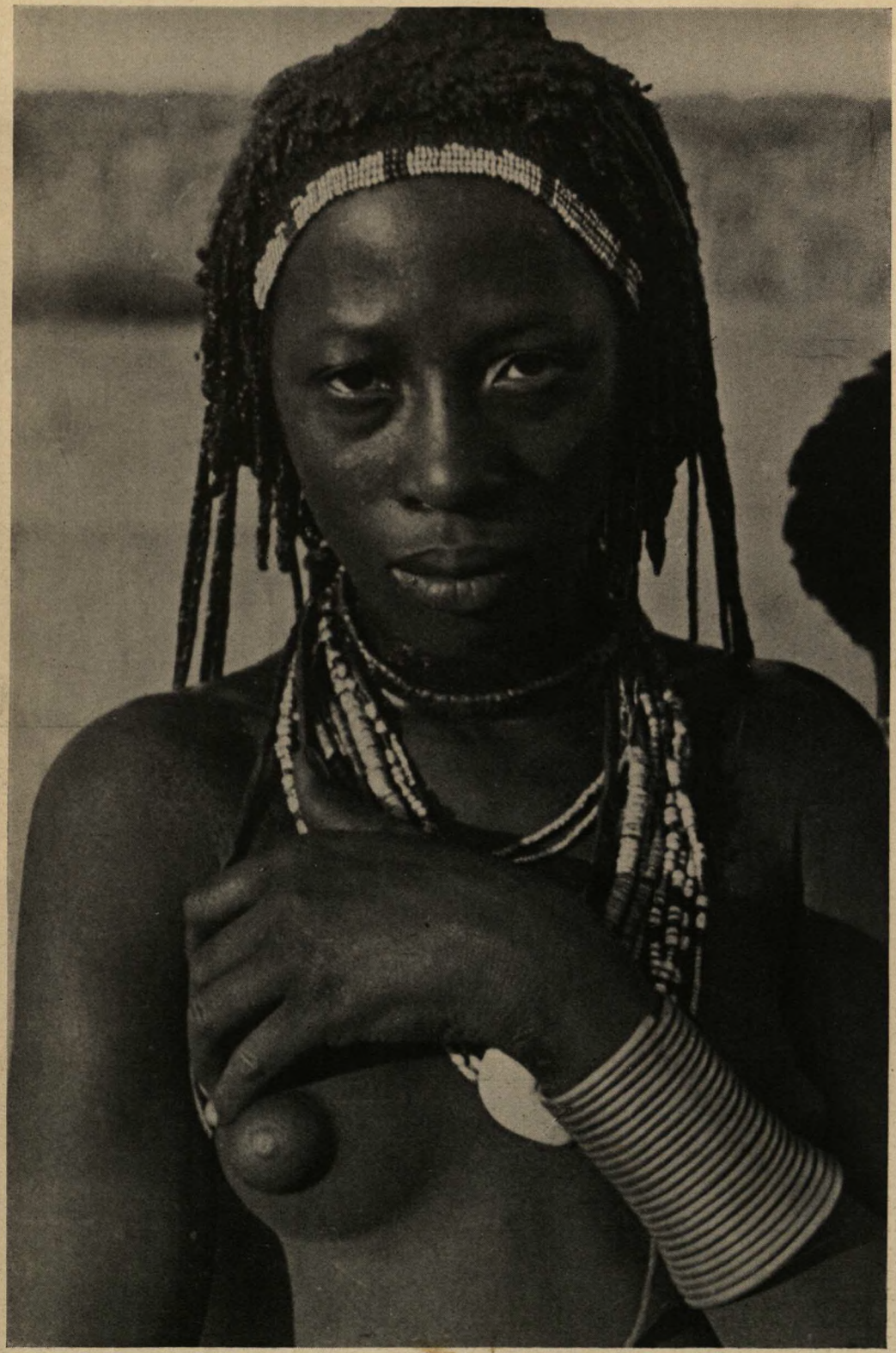
Kommt man zum erstenmal nach dem dunklen Erdteil und fragt, wissensdurstig, abenteuerhungrig wie der Europäer ist, nach den Jagdverhältnissen, so kommen die alten, zünftigen Afrikaner flugs in ihr Element. Jeder ist ein gewaltiger Nimrod, man staunt, wie viele man immer auf einem Haufen trifft.

Mit kleinen, harmlosen Jagdgeschichten fangen sie an. Jede klingt glaubwürdig, du freust dich, was einer hier alles erleben kann. Ha, heißt es geringschätzig, das ist noch gar nichts, und dann legen sie mit Jagdgeschichten erst richtig los, eine toller als die andere, daß du Mund und Augen aufreißt, daß dir der Atem stockt —

„Ja, und da strich doch immer so'n verdammter Löwe 'rum, wissen Sie, eine mit allen Salben geschmierte Bestie, ich konnte nicht zum Schuß kommen. Warte, dacht' ich bei mir, dich will ich doch kriegen! Na, sagen wir erst mal Prost. Also, was 'ne Felsklippe ist, wissen Sie? Schön. Auf so 'ne Klippe legt' ich so drei, vier Klumpen Fleisch, nicht zu fett, nicht zu mager, so richtige Appetithappen, aber höllisch gepfeffert, so'n gutes Kilo auf jeden. Richtig, die Bestie zieht Witterung. Na, ich sag' Ihnen: Kommen, das Fleisch schlingen, niesen, niesen und bei jedem Hatschi gegen die Klippe hauen, bis der Schädel kaputt war — das war für meinen Löwen eins. Sowas von Niesen, junger Freund, verdammt will ich sein, wenn Sie jemals so niesen gehört haben!"

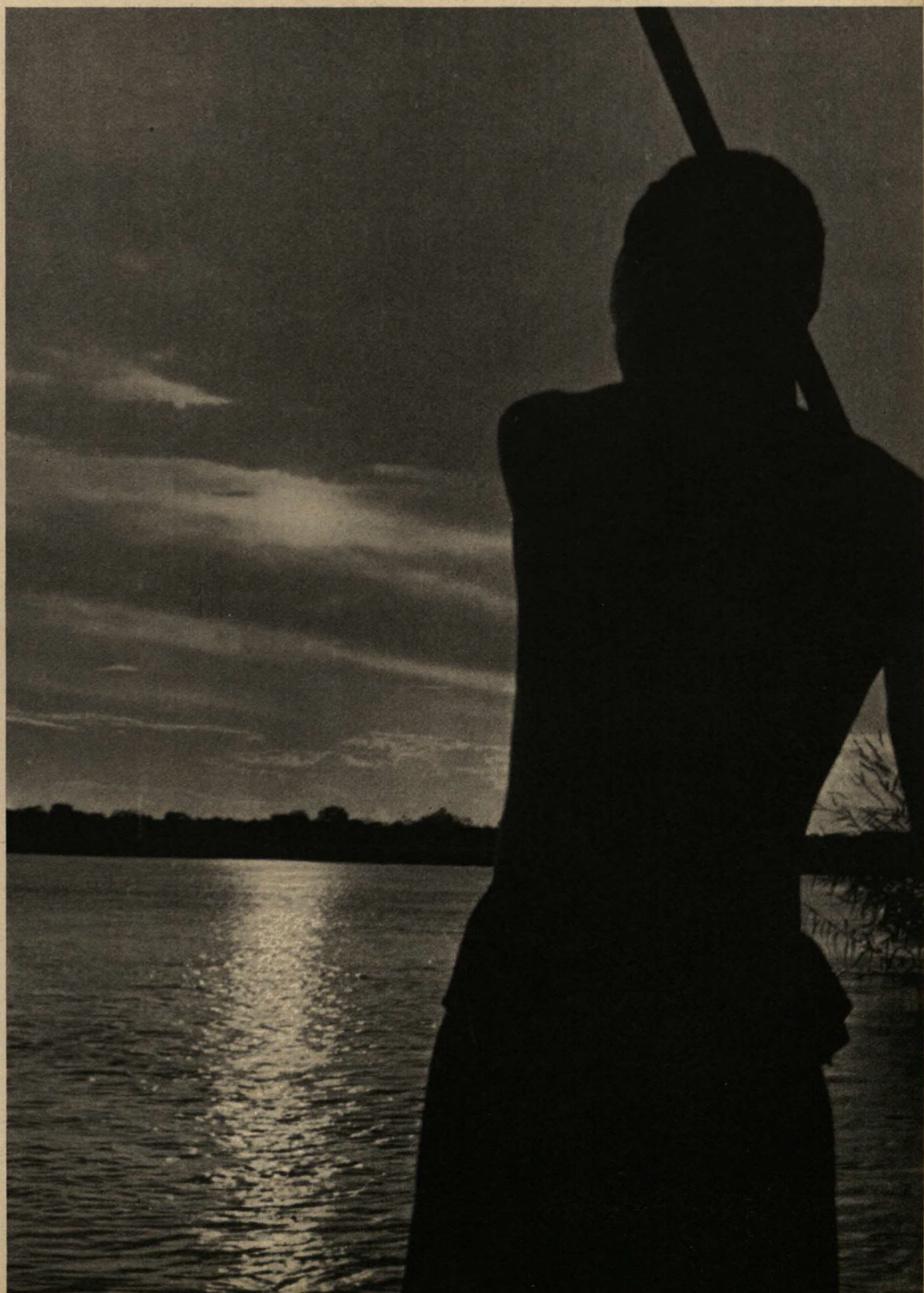
Nein, das hast du noch nicht gehört. Gehört aber hast du vom alten Münchhausen, den sie seiner Jagdgeschichten wegen den Lügenbaron genannt haben, tief zu Unrecht, wie dir alle Jünger Huberti noch heutzutage sagen werden.

Auch die afrikanischen. Unser Löwenjäger ist kein Aufschneider, kein Jagdlateiner, er hat dir eben nur eine Story erzählt. Eine Story, die ihm ursprünglich aus der Phantasie erstand, wie sie echte Leidenschaften, und die Jagd ist eine, erzeugen, die er heute aber beinahe selber für eins seiner wahrhaftig wahren Erlebnisse hält. Denn was ein rechter Jäger ist, der ist auch in Afrika ein Baron von Münchhausen, und an Zuhörern fehlt's ihm nimmer.

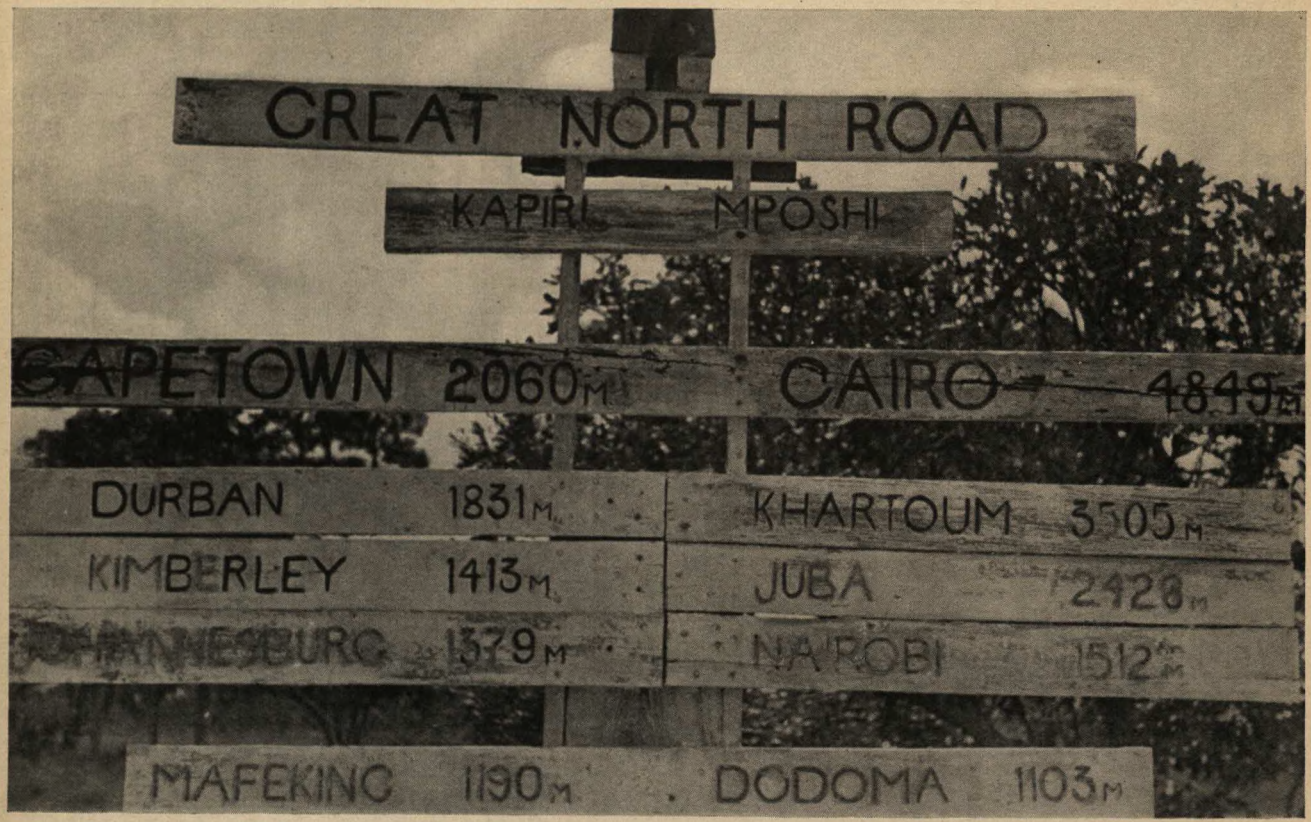


Zu uns stieß — wo kann er fehlen! — ein Sachse, und der rief bei obigem Anblick verblüfft: „Weeß Knebbchen!“

Mondscheinfahrt auf dem Okawango, dem nördlichen Grenzfluß zwischen Südwest und Angola.



Der Sambesi, im nordwestlichen Rhodesien entspringend, nahm in grauer Vorzeit seinen Lauf südwärts in die Kalahari. Als diese im Lauf der Zeit durch Sedimentgestein aufgefüllt wurde, die Wasser nach einem neuen Bett drängten, gerieten sie ostwärts und in einen tief in Basalt eingeschnittenen Kanon.
Hier, an den Victoriafällen, stürzt Südafrikas größter Strom in der Breite von 1 engl. Meile 140 Meter tief herab. Mit dem Gedonner seiner Wassermassen verglichen, machen die Niagarafälle mit ihrem knapp 60-Meter-Gefäll nur Geräusch. Keine Säule, eine Wolke von Wasserstaub steigt über den Victoriafällen hoch, zur Zeit der Hauptflut an 100 Kilometer weit zu sehen.



Ein Wegweiser an der Großen Nordstraße, die Kapstadt und Kairo verbindet, gibt mit seinen Entfernungszahlen einen Begriff von der Weite des afrikanischen Raumes: 4800, 3500, 2000, 1103 (engl. Meilen) als die niedrigste — wie klein ist unser Europa dagegen.

Zu einem Teil ist die Große Nordstraße bereits chaussiert. Streckenweise aber ist sie besonders während der Regenzeit kaum befahrbar, und mehr als einmal versanken unsere Autos bis über die Achsen. Weiter mußten wir, also wurden Schaufel und Axt geschwungen, die für eine solche Fahrt unentbehrlichen Werkzeuge. Mit Vollgas und „Alle Mann 'ran!" kamen wir schließlich weiter — bis zum nächsten Mal.

Solche Brücken halten einem richtigen afrikanischen Regenguß nicht stand. Wir standen vor einem Tohuwabohu. Was tun? Zum Glück war der Fluß seicht, mehr ein Sumpf, ein Knüppeldamm konnte uns hinübertragen. Wie die Pioniere ihn bauen, davon hatten wir nur dunkle Vorstellungen, brachten aber mit dem, was wir an Stämmen und Brettern noch vorfanden, schließlich doch etwas Knüppeldammähnliches zusammen. Mit Ach und Krach erreichten wir das andere Ufer. Dann aber setzten wir uns in Positur und fuhren weiter mit der ganzen knabenhaften Protzerei der Männer, wenn sie mehr Schwein als Verstand gehabt haben: Uns kann keiner!

Vor diesem Baobab, zu deutsch: Affenbrotbaum, wirkte unser Lastwagen klein und unansehnlich, und wir Herren der Schöpfung kamen uns vor wie Zwerge.

Ostafrika

Von Deutsch-Südwest nach Deutsch-Ost

Der sonst so stille Hof des Hotels in Tsumeb ist belebt wie der Hof einer Speditionsfirma. In der breiten Toreinfahrt stehen die beiden Autos der Expedition, die große und die kleine „Lorry", zu deutsch: Lastwagen. Auf einem Stapel Benzinkanister thront Hörnisch, der Proviantmeister, und liest mit schallender Stimme seine Liste herunter:

„2000 Liter Benzin ... 50 Gallonen Wasser ... 30 Brote ... 20 Kilo Käse ... 3 Zentner Kartoffeln ... 500 Zigarren ... 2000 Zigaretten ... 5 Kilo Tabak ... 1 Zentner Salz ... 100 Meter Lappi ..."

Lappi ist bedrucktes Tuch und soll ebenso wie Salz zur Bezahlung der Eingeborenen dienen, wird also unter sachkundiger Leitung von unseren drei schwarzen Boys mit besonderer Sorgfalt verstaut. Als alles untergebracht ist, sind die Autos pfropfenvoll.

Überwältigt von der Summe dieser unserer Vorräte, frage ich klein und häßlich: „Darf ich fragen, wo wir sitzen sollen?"

Der Proviantmeister, dem der Schweiß in Bächen von der Stirn läuft, sagt barsch: „Auf euerem Hintern."

Die Antwort ist einleuchtend; ich entsinne mich nicht, je eine so überzeugende erhalten zu haben.

Irgendwo und irgendwie findet jeder seinen Platz, auf den Benzinkanistern, der Länge nach ausgestreckt, was sehr malerisch wirkt, auf dem Dach des Führersitzes, auf den vorderen Schutzblechen. Die Motoren springen an, wir brausen ab.

Stunde um Stunde fahren wir nordwärts. „Als Strolch nach Norden", der Titel eines Kriminalromans von Edgar Wallace kommt mir in den Sinn, aber was der Kollege alles erlebte, daran kann ich mich nicht mehr errinnern. Ich geb's auf und folge den scharfen Kegeln der Scheinwerfer, die über Steine, Geröll oder glitzernden Sand tanzen. 1000 Meilen Fahrt haben wir vor uns, 700 Meilen Pad (Autospur), 300 blanke Wildnis. Unser Schicksal hängt von den Motoren ab.

Es wird Nacht, die Meditationen kommen. Die Gedanken gehen zurück nach Deutschland, zu der Fabrik, die unsere Autos gebaut hat. Ein Materialfehler, für den niemand verantwortlich, ein Dreher, der, weiß Gott, aus welchem Anlaß, bei der Arbeit döste, ein Nachprüfer, dem eine Fliege auf der Nase für Augenblicke die Aufmerksamkeit nahm — und wir können unterwegs plötzlich festsitzen, gerade dort, wo weitum nur Sand ist, nichts als Sand. Das Schicksal ist die Summe von Zufällen.

Die Motoren brummen gleichmäßig. Zu ihnen gewinne ich, je länger wir fahren, ein persönliches Verhältnis, ich setze Vertrauen in ihre Kraft und ihre Zuverlässigkeit auf dieser Fahrt durch ein fremdes, gefahrenschwangeres Land.

Wir sind die ersten, die die Strecke von Südwest- nach Ostafrika im Lastwagen bewältigen wollen. Vor sieben Jahren hat ein Deutscher sie im Personenwagen zurückgelegt, er sagte uns, wie wir zu fahren haben:

„Auf der linken Seite lassen Sie die großen Sümpfe, in die der Okawango versickert. Da kommen Sie nicht mal zu Fuß durch. Rechts ist Sand, feiner weißer Sand, so guten Scheuersand gibt es in ganz Deutschland nicht zu kaufen. Da kommen Sie aber auch nicht durch, die Räder versinken wie in Wasser. Zwischen dem Sand und dem Sumpf aber ist ein schmaler

Streifen Gras, da können Sie fahren. Natürlich auch nicht immer, oft ist der Streifen versandet oder verschlammt oder überhaupt nicht da. Aber das werden Sie schon merken, das brauche ich Ihnen also nicht zu erzählen. Nehmen Sie genügend Proviant mit und, nicht zu vergessen, Chinin, viel Chinin. Die Sümpfe sind ein verfluchter Seuchenherd. Alsdann, viel Glück!"
Viel Glück, das brauchen wir. Mit ihm aber geht es doch immer so, wie Fallstaff in den „Lustigen Weibern" singt:

„Glück ist ein spröder Gast,
Wer es beim Schopfe faßt,
Führt es nach Haus."

Die Melodie drängt sich mir auf die Lippen, munter pfeife ich sie in die afrikanische Nacht, und die Motoren brummen den Baß.

Südwest wird im Süden vom Orange River begrenzt, im Norden vom Okawango, und diese beiden sind die einzigen Flüsse des Landes, die selbst zur Trockenzeit noch beträchtlichen Wasserstand haben.
Und auch Krokodile, wie wir gewarnt worden sind. Trotzdem, als wir den Okawango erreichen, ermattet, verstaubt und verschwitzt, da verdunsten alle unsere guten Vorsätze in der großen Hitze, im Augenblick haben wir die Kleider vom Leib und stürzen uns in das kühlende Naß. Erst später sehen wir einige Krokodile; und man zeigt uns Eingeborene, die eine Hand, einen Arm, ein Bein im Rachen der Bestien gelassen, erzählt uns von diesem und jenem, den sie mit Haut und Haaren verspeist haben. Das dämpft unsere Badelust erheblich; wir wünschen uns für einen besseren Tod aufzusparen.
Unsere Fahrt den Okawango entlang wird zu einer Art Triumphzug. Aus ihren Hütten, von der Arbeit auf den Feldern kommen die Eingeborenen gelaufen, grüßen mit erhobener Hand und rufen in einem fort: „Morro! Morro!"
Unter ihnen sehen wir phantastisch schöne Mädchen, mit edel geformten Gesichtern, mit kleinen, festen Brüsten, schmalen Hüften, ob deren Europas Modedamen vor Neid grün werden würden. Neugierig und doch schon mit unverkennbarem Wohlwollen lächeln sie uns zu.
Mit den Männern sind wir dann tagelang unterwegs, auf Jagd in Angola, auf der anderen Seite des Okawango. Wir sind ihrer Sprache nicht mächtig, können kein Halbdutzend Worte wechseln. Aber nicht nur zwischen Liebenden, auch zwischen Jägern genau so wie zwischen Soldaten bedarf es zur Verständigung nicht erst der Worte, beim gemeinsamen Werk kommt man bald ohne das Hilfsmittel Sprache aus. Und auf den langen, einsamen Jagdzügen mit den Schwarzen kommt bei uns ein starkes Gefühl der Kameradschaft auf, und ihnen ist es wohl nicht anders ergangen. Denn als wir Abschied nehmen, da durchbrechen sie den Abstand, den sie solange zu uns, den „weißen Herren", gehalten haben, sie stürzen auf uns zu, ergreifen unsere Hände und haben in den treuen Gesichtern ehrliche Trauer stehen.

„Ein Monoko ist, wenn ... wenn obendrauf alles trocken ist und drunter ist butterweicher Schlamm."
Womit der geneigte Leser wenigstens eine ungefähre Vorstellung bekommt, was die berüchtigten „Durchschläge" sind: Schlammlöcher, deren Oberfläche in der Sonnenglut trokkenhart geworden und sich von der Umgebung in nichts unterscheidet. Nur ein einziges, dafür auch untrügliches Erkennungszeichen gibt es — wenn nämlich das Auto, obgleich man Vollgas gibt, plötzlich immer langsamer fährt und schließlich bei voll laufendem Motor stehenbleibt.
Dann steigt man aus, sieht, daß die Räder bis über die Achsen im Schlamm stecken, einem sehr zähen Schlamm, wie sich bald ergibt, man hat zwei, drei Stunden mit Aufgebot aller Kräfte zu arbeiten, bis man wieder los und weiter kann. Danach weiß man, was ein Monoko ist.

Vervollständigen wir seine Naturgeschichte: Ein Monoko ist in allen Variationen zu haben, groß, klein, tief, flach, es ist jedem, auch dem snobistischsten Geschmack Rechnung getragen. Sechsmal haben wir in so einem albernen Loch festgesessen. Was ein Monoko ist, können wir unser Lebtag nicht mehr vergessen.

Die Expedition sitzt fest, eisern fest in der Toppe des schier endlos sich dehnenden Mopanewaldes; Toppe ist der ostafrikanische Ausdruck für Schlamm.
Es begann, als fern am Horizont dunkle Gewitterwolken aufstiegen, die sich zu einem pechschwarzen, riesenhaften Dach zusammenfügten.
„Sieht aus wie ein Pilz", ulkte einer von uns. Nur war das, was er für den Stiel hielt, eine Regensäule, die langsam über das Land wanderte. „Wenn wir da hineingeraten!" unkte ein anderer, und da hatte sie uns auch schon erwischt.
Es regnete nicht „in Strömen", es goß auch nicht „wie aus Eimern", was herunterkam, war einfach kompaktes Wasser, war eine Wassersäule, die von der tief ziehenden Wolke bis zum Erdboden reichte und gut 300 Meter Durchmesser hatte.
Die „Lorry" stand. Ihr Fahrer hatte genau so wie wir anderen bis auf weiteres das Gesicht verloren, an der Kühlernase hörte für das Auge die Welt auf, es stieß auf eine tiefdunkle, undurchdringliche Flut.
Nicht wie sonst beim Regen knallte und trommelte es aufs Dach des Führerhäuschens, spritzte es von der Kühlerhaube auf in Millionen Tropfen, das Wasser kam weich und geschmeidig herunter, ein tiefes Summen erfüllte die Luft, bald wie der Kontrabaß einer Orgel, bald wie eine Schiffssirene, die man abzustellen vergessen. Trotz aller mit Wassergüssen verknüpften Unannehmlichkeiten, es war doch ungemein poetisch.
Wie mit einem Schlag hörte es auf. Die Wassersäule wich nach links weiter, einige späte Tropfen, die wie Flintenschüsse auf die „Lorry" herabknallten, und dann hörten wir nur noch das Rauschen und Gurgeln eines in diesen fünf Minuten entstandenen lehmbraunen Flusses. Der große Gesang der Regenzeit hatte eingesetzt, mit einer pomphaften Ouvertüre, die jedoch ganz und gar nicht unseren Beifall fand.
Ja, so ist es gekommen, daß die Expedition festsitzt, tief im Schlamm festsitzt. Wir palavern erst mal lang und breit, so graut uns vor der Dreckarbeit. Schließlich müssen wir uns doch zu ihr bequemen.
„Langsam! Langsam! Nicht rucken!"
Acht halbnackte Männer, über und über mit Schlamm bespritzt, hängen schwitzend und keuchend an einer 12 Fuß langen Eisenstange, die, als Riesenhebel angesetzt, das rechte Hinterrad der „Lorry" Zoll um Zoll aus dem Schlamm hebt.
„Halten! Festhalten! . . . Himmelherrgott, könnt ihr nicht festhalten! . . . Die Axt jetzt! Los, fix doch!"
Mit dröhnenden Schlägen wird eine eiserne Schienenschwelle unter das Rad getrieben.
„Langsam nachlassen! . . . Langsam, ihr Rösser! Habt ihr Dreck in den Ohren?"
Die Eisenstange hebt sich, mit glucksenden Geräuschen drückt das Gewicht der „Lorry" die Schienenschwelle in den Schlamm. Gott sei getrommelt und gepfiffen, sie versinkt nicht ins Bodenlose, sie hält, hält! Acht nackte Männerschultern stemmen sich mit aller Kraft gegen die „Lorry", wütend brüllt der Motor los, die Räder drehen sich, schieben sich schnekkenhaft langsam voran, greifen auf den vorgelegten Stämmen und Ästen weiter, die „Lorry" kommt in Schwung, fährt . . . und sitzt nach zehn Metern wieder fest.
Einen Augenblick bleibt uns vor Wut die Luft weg, dann aber geht es los . . .
Radfahrer, Chauffeure, Kutscher, Matrosen, Frontsoldaten habe ich fluchen hören, und was sie dabei leisteten, flößte mir oft tiefen Respekt ein. Was jetzt aus uns sprudelte, war, glaube ich, auch nicht schlecht. Hätte uns einer hören können, er würde uns bestimmt nicht für leidlich erzogene Knaben, für ehrenwerte Mitglieder einer harmlosen Afrika-Expedition gehalten haben. Doch sage keiner etwas gegen das Fluchen, es ist eine gnädige Gabe der Götter. Wohl denen, die so reichlich mit Flüchen ausgestattet, daß sie sich alleweil Luft machen können.

So wie wir an diesem verdammten Tag, da wir von morgens 6 Uhr bis abends 6 Uhr bei Anspannung aller Kräfte doch gerade nur 400 Meter vorankommen. Das bei 40 Grad im Schatten.
Schließlich müssen wir unser ganzes Gepäck von der großen „Lorry" auf die kleine umladen, die nicht so tief einsinkt und leichter durch diesen vermaledeiten Schlamm kommt Die große schieben wir hinterher, bis wir endlich, endlich wieder sandigen Boden erreichen.

Vier Wochen haben wir gebraucht von Südwest bis zu den Sambesifällen. Jetzt brauchen wir nicht mehr wider Sand und Schlamm zu kämpfen.
Wir fahren die große Nordstraße entlang, die Kapstadt mit Kairo verbindet. Was man hierzulande so Straße nennt: Eine Schneise ist durch den Busch geschlagen. In Europa würde man „Veräppelung" sagen und unwirsch reagieren. Aber wir sind ja so bescheiden geworden; Afrika ist, was Ansprüche betrifft, ein großer Aberzieher.
Einige Tage fahren wir, und dann kommt die Stelle mit dem Wegweiser: „Tanganyika Territory". Mit Vollgas geht's weiter. Mit jedem Kilometer werden wir aufgekratzter, Himmelherrgottsakrament, noch hundert ... noch sechzig ... noch dreißig ... nur noch zehn ... fünf Kilometer ...
Und dann werden wir still, die Nasen schnüffeln, die Augen plinkern, weil wir wieder unsere Muttersprache hören. Wir sind in Deutsch-Ostafrika.

Vier Wochen lang waren wir nun durch das Betschuanenland, durch Rhodesien gefahren, hatten sich unsere Autos durch Sand, Sumpf, Schlamm gewühlt.

Endlich kamen wir an eine Stätte, die uns wieder menschlich vorkam: an eine Farm. Wir hielten auf sie zu, beschleunigten das Tempo. Der Zufahrtsweg war passabel, die massiven Stallgebäude in guter Verfassung, und als uns aus einer Tür im Affentempo ein Schwarzer entgegengesaust kam und hinter ihm ein kräftiges: „Himmelhund, verdammter!" erscholl — da wußten wir: wir sind wieder im deutschen Siedlungsgebiet. Aufatmend und beinahe ehrfürchtig nahmen wir die Hüte ab. Hier in unserem alten Ostafrika gingen die Briten 1919 besonders radikal vor: sie wiesen sämtliche Deutschen aus, ihre Besitzungen brachten sie um ein Butterbrot oder um noch weniger an sich. Nach einer sechsjährigen Anstandsfrist durften die Vertriebenen wieder ins Land, man erlaubte ihnen sogar, ihr früheres Eigentum um schweres Geld zurückzukaufen. Manche waren dazu in der Lage, die anderen mußten von vorn anfangen.

Der erschwerte Existenzkampf führte die Deutschen neue Wege. Im Süden des Landes entstanden die ersten Teepflanzungen, die sich zum Teil recht gut entwikkelt haben. Auch der Anbau von Kweme kam in Schwung. Lange waren die in der großen Frucht enthaltenen flachen, nußartigen Kerne ihrer Bitterkeit wegen ungenießbar. Ein deutscher Farmer erfand ein Entbitterungsverfahren, und seitdem ist der Anbau der Kweme lohnend geworden, denn die Kerne geben ein gutes Speisefett.

Reg. No. 10890

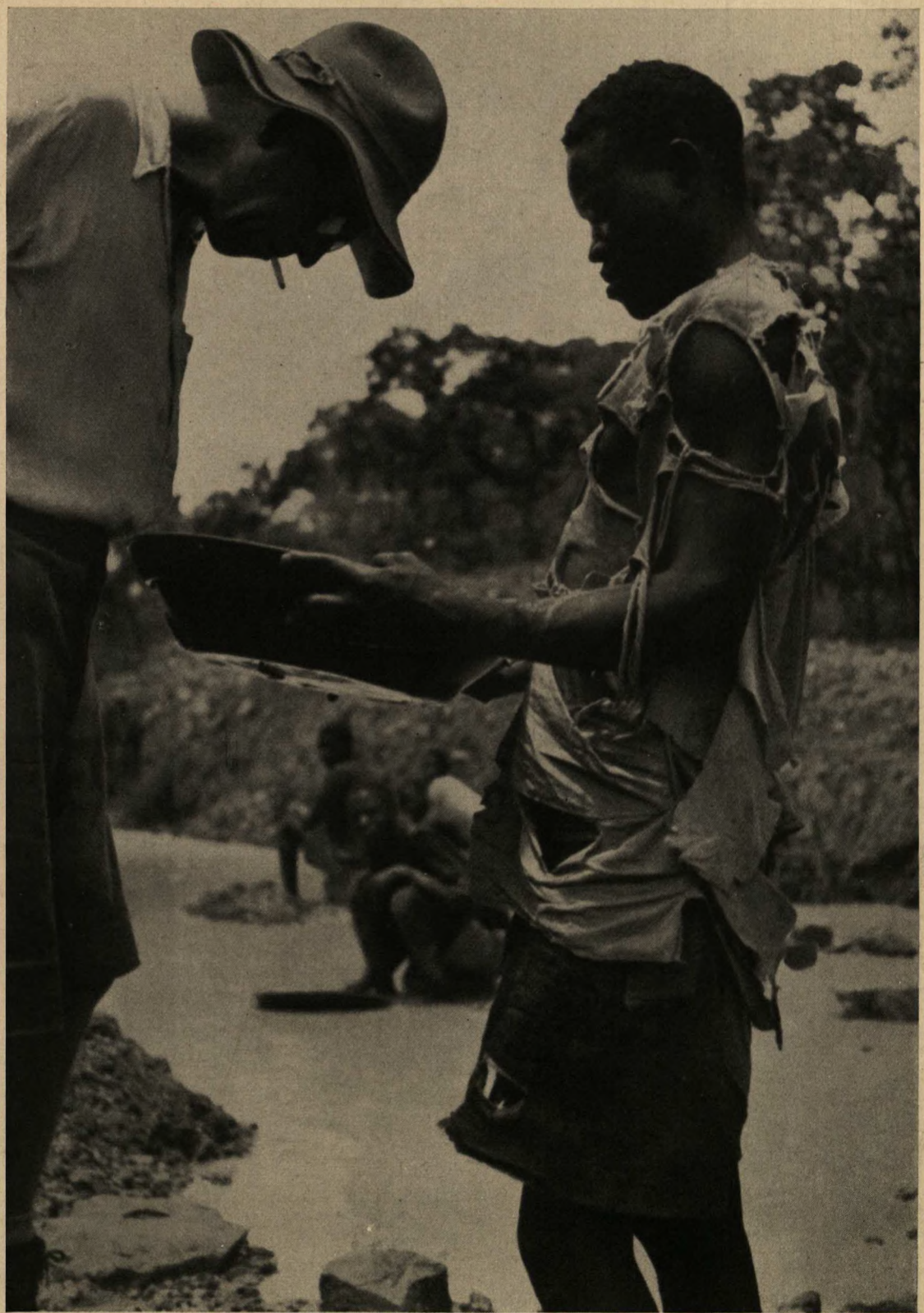
Das Hochland von Iringa hat magnetische Anziehungskraft: hier wird Gold gefunden.

Zwar kommen viele nicht auf ihre Kosten und können noch von Glück sagen, wenn sie nicht den letzten Rest ihrer Habe einbüßen. Manchen aber glückt's. Wir trafen einen deutschen Kaffeepflanzer vom Kilimandscharo, der stark verschuldet war, seiner Frau die Bewirtschaftung der Pflanzung anvertraute und selber als Goldgräber nach den Lupafeldern ging. Strahlend erzählte er uns von seinen Erfolgen, bald hoffte er auch seine letzte Hypothek ablösen zu können.

Das Schürfrecht auf einem „gold claim" ist von der Regierung für wenig Geld zu erwerben. Man geht keine weitere Verpflichtung ein außer der einen: die schwarzen Arbeiter regelmäßig mit Lebensmitteln zu versorgen sowie ihnen den vereinbarten Lohn pünktlich zu zahlen.

Geschürft wird hie und da mit modernen Gebläsen oder Waschtrommeln. Die meisten aber halten an der alten primitiven Art fest: dem Waschen in Pfannen, was zwar mühselig und langwierig ist, dafür aber kaum nennenswertes Betriebskapital erfordert.

Beim Abtragen der letzten Hypothek — denn mit diesen Schwarzen gräbt unser Farmer vom Kilimandscharo nach Gold auf den Lupafeldern.
Daß seine Frau derweilen von den Schwarzen als Farmerin respektiert wird, wollten wir im Foto festhalten, allen Herren der Schöpfung zu Nutz und Frommen. Es geht nämlich auch ohne uns, wenn's sein muß.

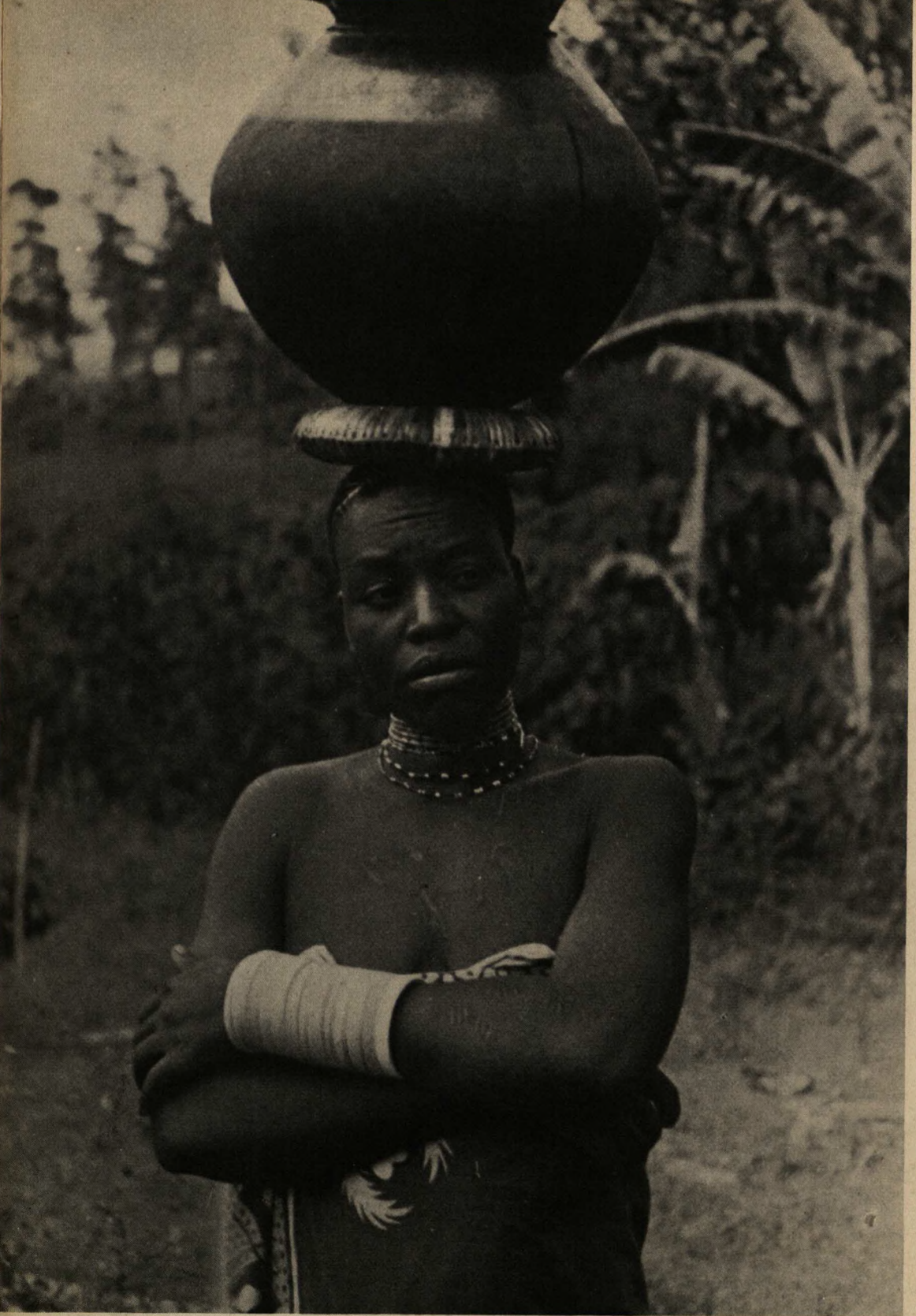


Ob die Schwarzen kein Gold um die Ecke bringen? fragten wir unseren Farmer-Schürfer. Er ist unbesorgt. Gemäß den strengen Bestimmungen der Regierung würden die Schwarzen das Gold doch nicht an den Mann bringen können, das Klauen lohnt sich nicht. Also liefern sie das Gold lieber ab, zumal sie für größere Funde extra belohnt werden.

In Versailles wollte man uns Deutschen das Recht auf Kolonien absprechen. Die tollsten Behauptungen wurden aufgestellt, die schwindelhafteste, die infamste war die, daß wir die Eingeborenen nicht anders als Vieh behandelt hätten.

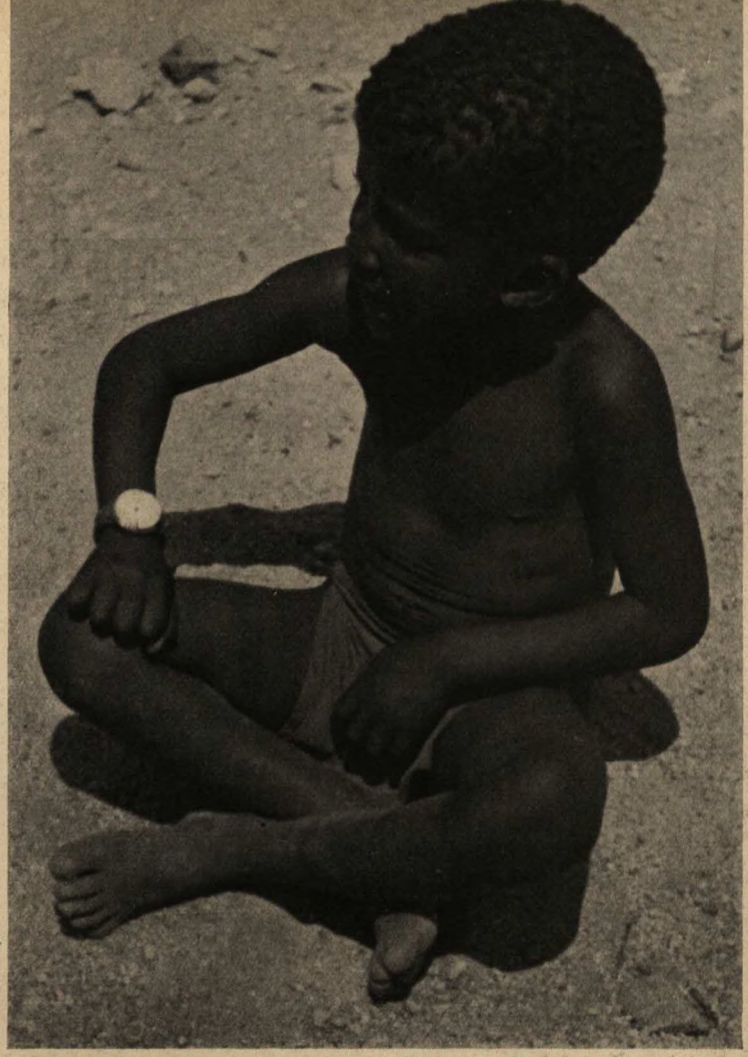
Das ist nirgends so schlagend widerlegt worden wie in Deutsch-Ostafrika, widerlegt durch die Eingeborenen selbst. Während des Krieges haben nicht nur die Askaris der Kaiserlichen Schutztruppe, sondern auch die Massai, die Wahuma und Bantunneger zu Deutschland gehalten, so treu, wie man nur zu einem Herrn hält, bei dem man es allezeit gut gehabt hat. Und nach dem Krieg, als die Deutschen 1925 wieder ins Land und Farmen erwerben durften, da straften die Eingeborenen die Behauptung vom deutschen „Sklavenhalter" erneut Lügen.

Viele Schwarze hatten ihre früheren Herren nicht vergessen. Freiwillig kehrten sie zurück zu den moralisch verfemten Deutschen, nicht selten um geringeren Lohn arbeitend, als sie anderwärts erhalten hätten. Ohne ihre Treue, ohne ihre tatkräftige Mitarbeit würden die deutschen Farmer kaum wieder hochgekommen sein.



Der dickbauchige, henkellose Krug trägt sich so am bequemsten, sowie man ihn erst balancieren kann. Außerdem ist diese Tragart eine ausgezeichnete Gymnastik. Sie verhilft der Negerin zu der aufrechten, stolzen Körperhaltung, die man drüben so oft antrifft.

Die Armbanduhr hat kein Glas, keinen Zeiger. Dennoch ist sie sein größter Stolz, der Paß, der ihn als Bürger der weißen Zivilisation ausweist.

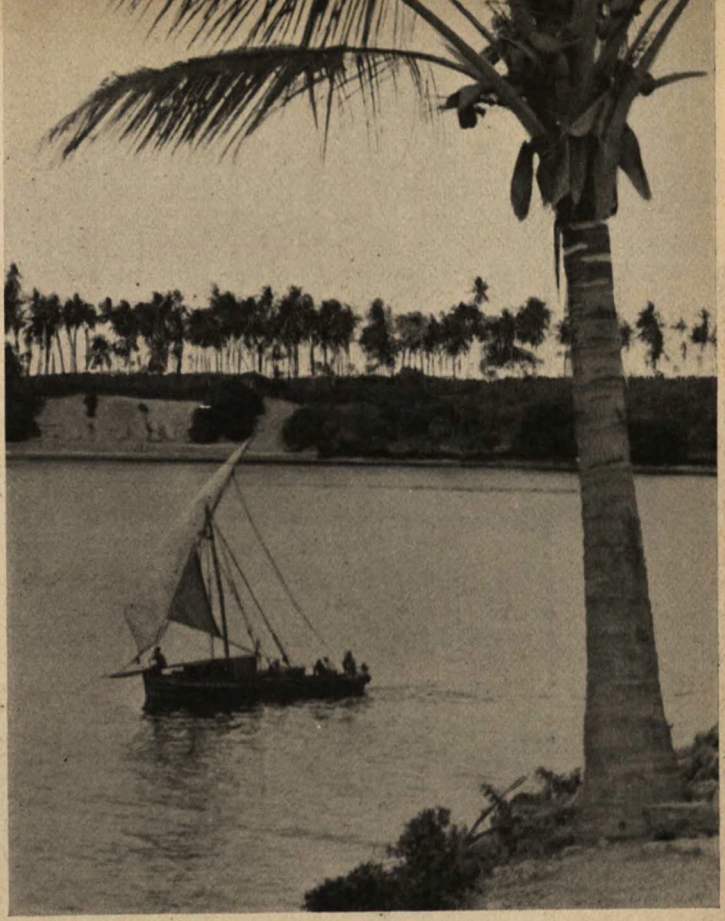


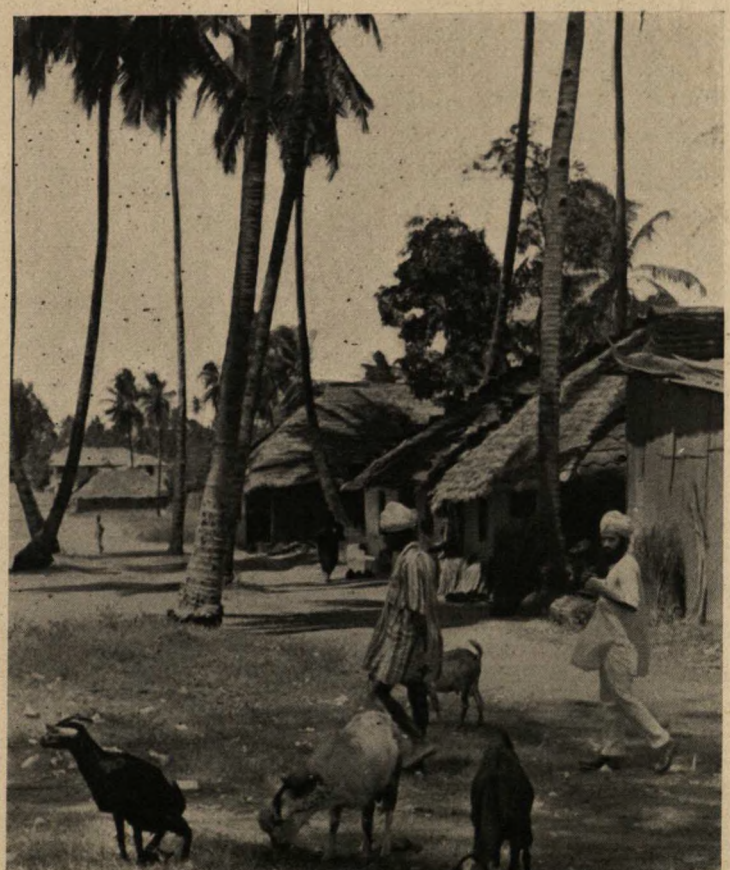
Das Material für die Hütten ist Bambus, der in fantasievollen Mustern zusammengeflochten wird. Die Zwischenräume der Wände werden zur Isolierung mit getrocknetem Lehmkuchen ausgefüllt. Das Dach ist aus Gras, der Boden der Hütte aus festgestampftem Lehm und wird — entgegen einer verbreiteten Legende — peinlich saubergehalten.

Ein Problem für Ostafrika sind die Inder. Vor dem Krieg hielt sich ihre Einwanderung in normalen Grenzen, nach 1918 aber kamen sie in Scharen und haben sich insbesondere in den Hafenstädten Daressalam und Tanga niedergelassen.

Von Natur bedürfnislos, billig arbeitend, bilden sie für die Europäer eine Konkurrenz, die immer spürbarer und mit der Zeit noch eine erhebliche wirtschaftliche Gefahr werden kann.

Und womöglich noch mehr. Als Handwerker, Pflanzer, Kaufleute bringen sie es oft schon in erstaunlich kurzer Zeit zu beträchtlichem Wohlstand. Wie einst die Araber, die die Portugiesen so lange gewähren ließen, bis der Sultan von Oman die Weißen vertrieb.





Am 2. November 1914 erschienen vor Tanga zwei britische Kreuzer und forderten, der unbefestigten, völlig offenen Stadt ein Bombardement androhend, die bedingungslose Übergabe; ein Expeditionskorps, etwa 8000 Mann, eingeschifft auf 14 Transportern, machte sich fertig zur Landung.

Die Verhandlungen mit dem deutschen Bezirksamtmann zogen sich in die Länge. General v. Lettow-Vorbeck gewann Zeit, seine Streitkräfte, kaum 1000 Mann, nach Tanga zu werfen, mit dem lakonischen Befehl: „Wenn der Feind zu landen versucht, verhindert die Landung, wenn er gelandet ist, werft ihn hinaus."

Die Landung konnte nicht mehr verhindert werden. Der Feind, indische Truppen, an 2000 Mann, war bereits im Anmarsch, als die ersten Schutztruppler, eine einzige, vom Hauptmann Adler geführte Kompanie, Tanga erreichten.

Sie allein konnte den Angriff kaum aufhalten. Sowie jedoch am frühen Morgen des 3. November die Kompanien v. Ruckteschel und Poppe eintrafen, brach der deutsche Gegenstoß los, mit solcher Wucht, daß die Inder in panischem Schrecken ihr Heil in der Flucht suchten und, ins Kreuzfeuer der deutschen Maschinengewehre geratend, auf den von hohen Palmen überschatteten Mohogofeldern Tote und Verwundete in dichten Haufen zurückließen. Knapp 200 Schutztruppler warfen die zehnfache Übermacht zurück, mit knapper Not konnte sie die rettenden Schiffe erreichen.

Am folgenden Tag wiederholte der Feind den Versuch. Bei Kap Raskasone landeten etwa 6000 Mann, am Nachmittag griffen sie Tanga vom Osten her an.

Den Bahnhof konnten sie nicht erobern; einer indischen Brigade, Kaschmirschützen, aber gelang es, in die Stadt einzudringen und sich hier in Häusern zu verbarrikadieren. Da stürmte Hauptmann v. Prince mit seinen beiden Europäerkompanien vor, das Beispiel brachte die zurückgehenden Askaris zum Stehen und riß sie zum Gegenstoß mit. Das britische, 800 Mann starke Lancashire-Regiment, durchweg aus langgedienten Europäern bestehend, wurde geworfen und von den Maschinengewehren kompanieweise niedergemäht; auch die indische Brigade, so hartnäckig sie sich verteidigte, konnte sich nicht behaupten und wurde in blutigem Straßenkampf aufgerieben.

Derweilen war auch im Süden Tangas der Kampf entbrannt, und hier wurde die Lage alsbald kritisch. Unsere Askari, junge, gerade erst ausgebildete Kompanien, begannen — nachdem ihre Führer zum Teil gefallen waren — in dem starken feindlichen Feuer zu weichen. Sogleich griffen Offiziere aus dem Stab des Generals v. Lettow-Vorbeck ein; in „Heia Safari!“ schreibt er darüber: „Als wir Europäer uns vor sie hinstellten und sie auslachten, kamen sie schnell wieder zu sich und sahen, daß eben nicht jede Kugel traf.“

Trotz alledem war unsere Schutztruppe der Niederlage näher als dem Sieg. Die Schlacht stand. Nach wie vor drückte der Feind mächtig gegen die dünnen Linien, die Gefahr, daß sie nachgaben, wuchs mit jeder Stunde.

Die beste Verteidigung ist der Angriff. General v. Lettow-Vorbeck beschloß ihn, so oder so — er mußte die Entscheidung bringen.

Für den Angriff gegen des Feindes ungesicherte Flanke hatte der General nur eine Kompanie zur Verfügung, die 13., die allerdings eine der besten der Schutztruppe war. Alles auf sie zu setzen, war ein Wagnis, bei dessen Mißlingen wahrscheinlich alles verloren wäre. Aber je länger die Schlacht stand, desto zwingender wurde das Gebot des Handelns, der General durfte auf eine weitere Kompanie, die 4., deren Eintreffen sich verzögerte, nicht mehr warten.

„Jedem Teilnehmer wird der Moment unvergeßlich sein, als die 13. Kompanie mit ihrem Dauerfeuer einsetzte und den sofortigen Umschwung herbeiführte“, berichtet Lettow-Vorbeck in „Heia Safari“. „Die ganze Front löste sich auf und stürzte mit jubelndem Hurra vorwärts. Da kam auch die 4. herbei und half der 13. bei ihrem vernichtenden Verfolgungsfeuer. In wilder Flucht floh der Feind in dicken Klumpen davon, und unsere Maschinengewehre, aus Front und Flanke konzentrisch auf ihn wirkend, mähten ganze Kompanien Mann für Mann nieder. ‚Wana kimbia, wana kimbia! (Sie laufen, sie laufen!)‘, schrien die Askaris und tobten mit lautem Geschrei hinter den Feinden her.“

Die Schlacht war entschieden, des Feindes Niederlage gewaltig; allein an Toten verlor er weit über 2000 Mann. Als gegen Abend ein britischer Parlamentär erschien, zu Verhandlungen über die Bergung der Verwundeten, gratulierte er dem General v. Lettow-Vorbeck zu dem Sieg: „Das war made in Germany.“

Noch weit gewaltiger war die moralische Wirkung. Die Schutztruppe hatte das britische Expeditionskorps, eine achtfache Übermacht, die einen militärischen Spaziergang vor sich zu haben meinte, vernichtend geschlagen — das konnte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Um die Deutschen und ihre Askari begann sich die Legende zu ranken, sie wären mit übermenschlicher Kraft ausgestattet, mit übernatürlichen Mächten im Bunde.

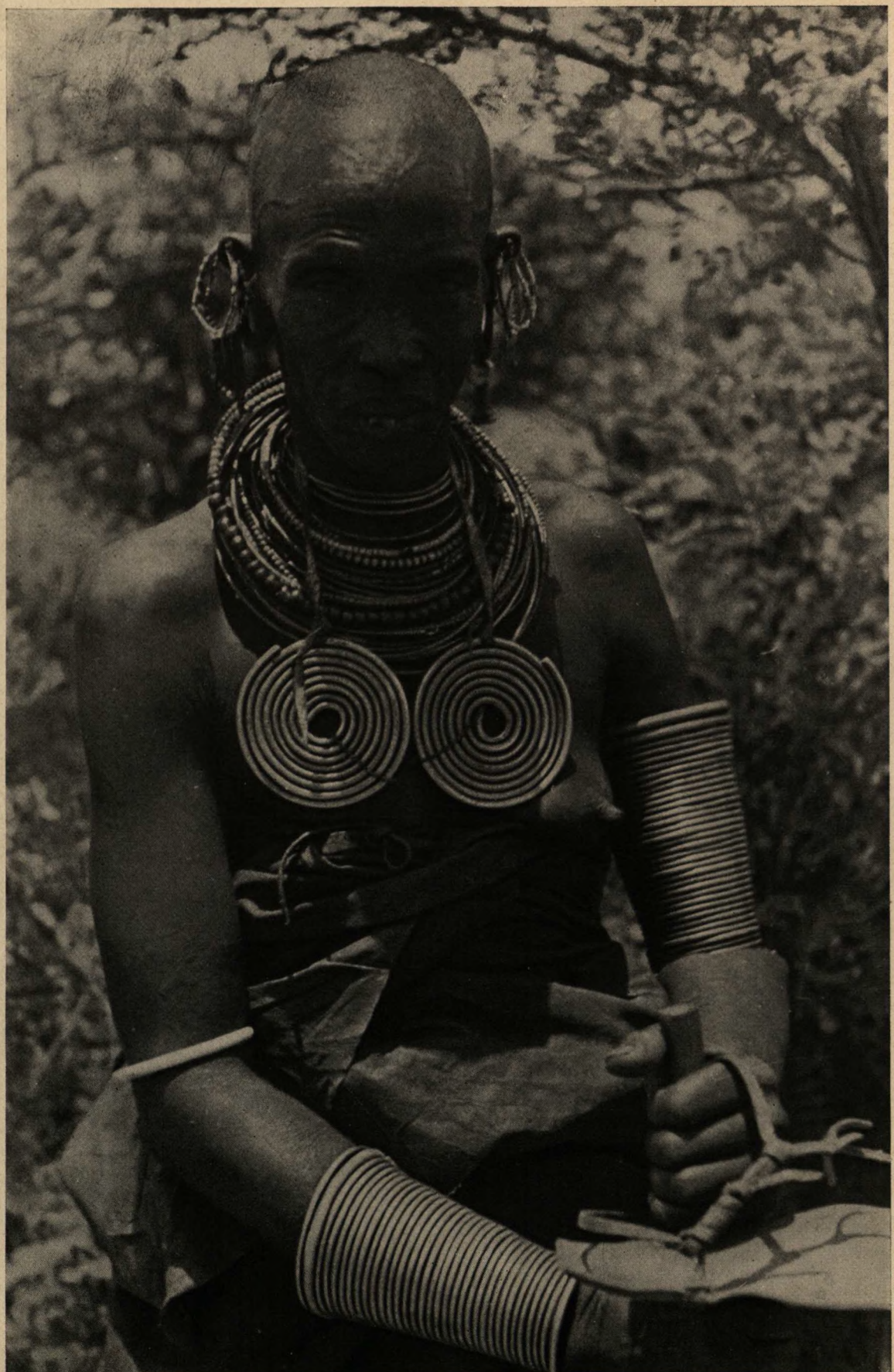
Sie wurden mythische Gestalten; und das war für den weiteren Verlauf der Kämpfe in Deutsch-Ostafrika noch viel bedeutsamer als die bei Tanga in großer Zahl erbeuteten Waffen, Patronen und Kriegsgeräte aller Art.

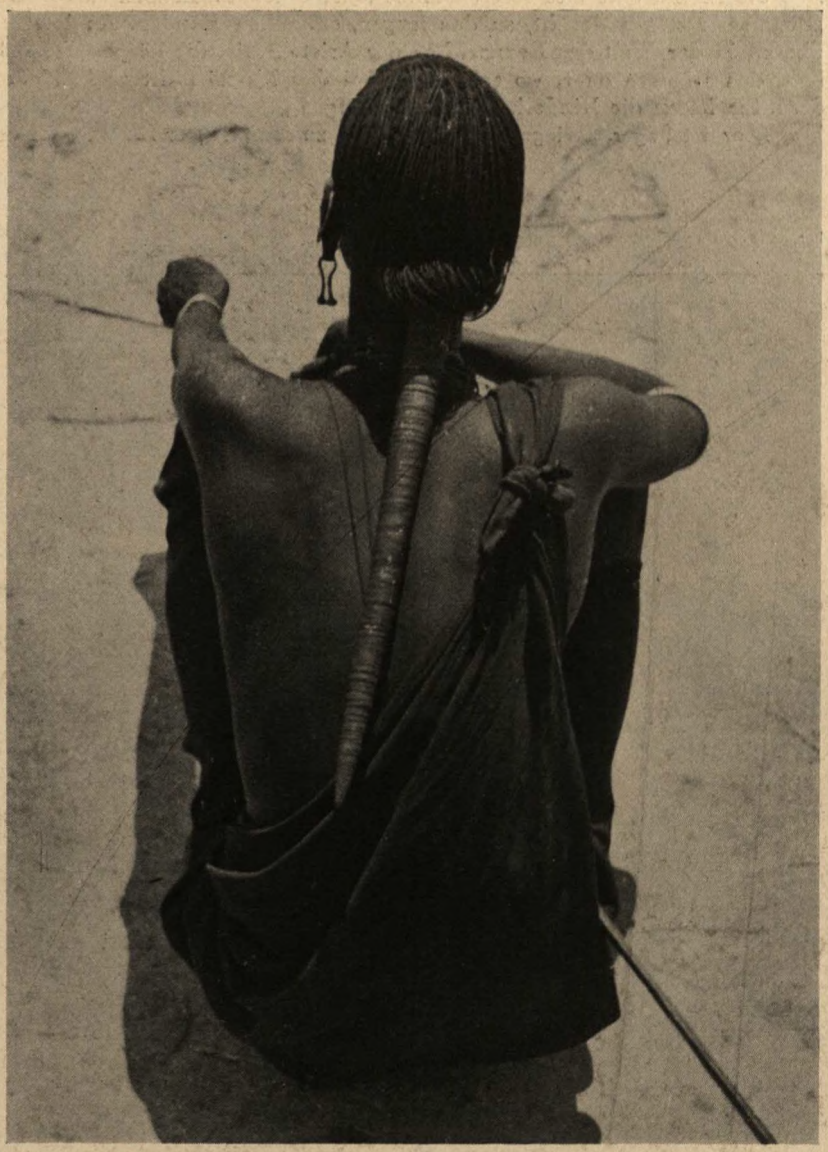
Wo gejagt wird, ist das Wild scheu. Sozusagen die Verkörperung der Scheu ist das Gnu, die Drehhornantilope, wegen ihres schönen Gehörns hochgeschätzt von allen afrikanischen Jägern. Es mußte sich gerade mal hinterm Ohr kratzen, sonst hätten wir, 100:1 zu wetten, nur sein Hinterteil filmen können.
Selbst S. M. der Löwe greift den Menschen nicht gleich beim ersten Anblick an. Ist er gesättigt, wird er nicht gereizt, herausgefordert, so pflegt er beim Zusammentreffen mit der „Krone der Schöpfung", ihr fauchend seine Mißgunst bezeugend, abzuziehen. Ihn vor die Kamera zu bekommen, ist schwierig; die Löwin, wie alles Weibliche eitel, hält schon eher still, und diesem Umstand haben wir die Aufnahme denn zu verdanken.

Fünf bis sechs Meter groß, kann die Giraffe das Gelände weithin überblicken, alles, was ihr naht, schon von weitem wahrnehmen. Meist bleibt sie ruhig stehen und läßt den Menschen, aufmerksam äugend, herankommen. Denn geschossen wird sie kaum, sie erlebt den Menschen nicht als Feind; zu nahe auf den Pelz darf er ihr allerdings nicht rücken, sie haut sonst doch ab.

Schlank, hochbeinig, muskulös, straff, stolz, kühn, so weist sich der Massaiknabe als Glied einer Rasse von Kriegern aus.

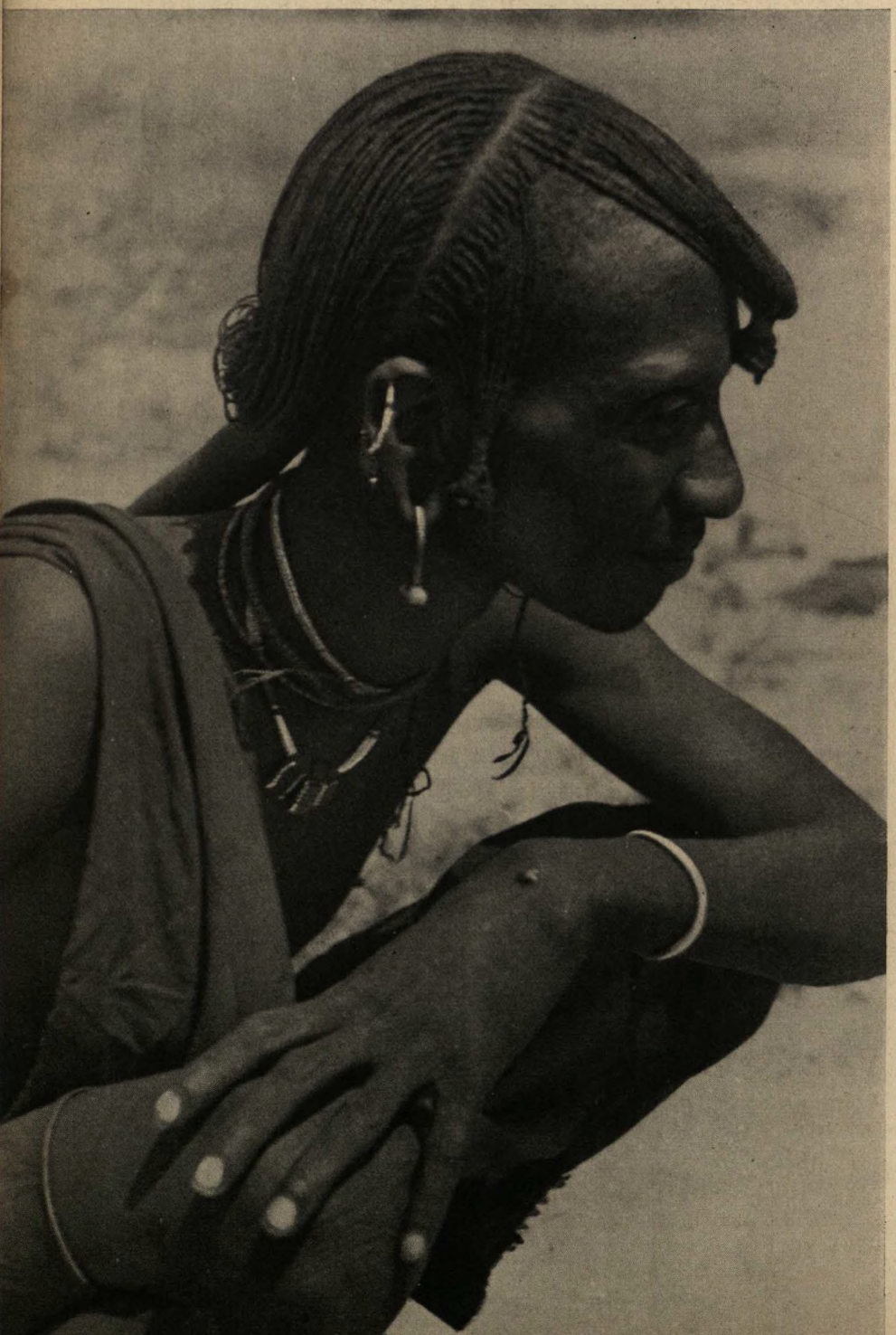
Dem Zebra hat die Natur keine Schutzfarbe gegeben, keine Farbe, die sich dem Gelände anpaßt und die Tiere der Sicht ihrer Feinde entzieht. Das Schwarz-Weiß fällt kilometerweit auf, es ist geradezu ein Blickfang für Löwe und Leopard. Zahllose Zebras fallen ihnen zum Opfer, denn zum Ausgleich hat die Natur die armen Geschöpfe nicht mal mit besonders schnellen Beinen ausgestattet — so rabenmütterlich kann sie sein.





Bei den Massai ist es anders als üblich:
Die Männer tragen das Haar lang, zum Zopf geflochten, der lederumwickelt ihnen beinahe bis zum Podex hängt — die Frauen dagegen scheren sich den Kopf ratzekahl, ein Liebhaber kann noch so stürmisch sein, ein Windstoß noch so tückisch, sie bleiben stets „frisiert".
150% weiblich sind sie dafür in puncto Schmuck. Ohren, Hals, Arme, Beine behängen sie mit Ketten und Reifen, um so dichter, je wohlhabender eine ist. Dieweil Wohlstand sich aber erst mit den Jahren einzustellen pflegt, so sind die alten Massaifrauen denn die geschmücktesten. Ansehnlicher werden sie dadurch allerdings nicht. Jugend und Schönheit sind weder durch Schmuck noch durch Schminke zu ersetzen.
Was in Europa diejenigen, die es angeht, beherzigen möchten.

Daß die Massai eine alte Herrenschicht sind, erkennt man am hohen Wuchs der Männer, an ihrem schmalen, rassigen Gesicht, an den langen, schlanken Händen. An letzteren besonders, sie sind überall in der Welt das Kennzeichen der Aristokratie, die körperliche Arbeit den Sklaven überläßt, den Dienern oder, wo solche wie bei den Massai nicht vorhanden, den Frauen und Kindern. Sie hüten die Rinderherden, sie besorgen „Haus und Hof". Der Massai läßt sich dazu nicht herab, er ist Jäger, Krieger, etwas anderes zu sein, hält er für unter seiner Würde.



Wir wollten ihm seinen schönen Speer, den Assegai, abkaufen.
„Simba“ (Löwe), sagte er nur, aber die Antwort lief auf eine Ausrede hinaus.
Ja, früher, als die strengen Jagdgesetze der Weißen noch nicht erlassen waren, da brauchte er seinen Speer, und insbesondere die Löwenjagd mit dem Assegai war für den jungen Massai die Mutprobe schlechthin. Längst ist das verboten, wie die Massai auch nicht mehr frischfröhlich Krieg gegen andere Stämme führen dürfen. Sie brauchen den Assegai kaum, wenn sie durch das Pori, den Busch, ziehen. Und doch führen sie ihn mit sich, denn von seiner Waffe trennt sich ein Krieger von Geblüt nie.
Und sie gar verkaufen . . . sein „Simba“ beschämte uns.

In Ostafrika sehen die Kinder der Deutschen durch die Bank blasser aus als in Südwest. Denn hier, im tropischen Klima, dürfen sie sich nicht nach Belieben der Sonne aussetzen; der Tropenhelm, die doppelten Filzhüte, die sie tragen, sind unerläßlich. Schutzmittel gegen die Malaria sind sie freilich nicht, es gibt kein Kind, dem sie nicht ins Blut kommt; sie ist alltäglich wie bei uns zu Lande der Schnupfen. Zu stark aber schwächt sie mit der Zeit das Blut, untergräbt sie die Gesundheit der Rasse, als daß die Deutschen sich in sie wie in eine unabwendbare Plage hätten schicken dürfen.

Am Kilimandscharo, in gesunder, malariafreier Höhenlage, sind neue Schulen im Entstehen und, wenn diese Zeilen gedruckt vor dem Leser liegen, wohl fertig. Zu ihrem Bau haben die deutschen Pflanzer, in alter, vorbildlicher Weise sowohl für Gesundheit wie Erziehung ihres Nachwuchses sorgend, nach Kräften beigesteuert, und die Heimat, im Zeichen des neu erwachten Rassebewußtseins, des mächtig aufflammenden völkischen Solidaritätsgefühls, hat es an tatkräftiger Hilfe nicht fehlen lassen.

Der Kilimandscharo, der höchste Berg Afrikas.

KAISER
WILHELM

Zum Kilimandscharo

Es war Ostersamstag, als wir aufbrachen, zehn Mann, sechzehn Träger und ein Führer.
Auf schmalem, in Schlangenlinie verlaufenden Pfad ging es durch den Urwald, der wie ein breiter Gürtel um das Kibomassiv liegt. Zuweilen, in Lichtungen, die uns freien Blick gewährten, war weit vor uns der gewaltige, 5000 Meter hohe Meru zu sehen.
Es dunkelte schon, als wir die erste Hütte erreichten; leichter Regen setzte ein.

Der Morgen war wieder klar und schön. Steil ragte die schnee- und eisbedeckte Kuppel des Kibo in den blauen Himmel, ab und zu von milchig-weißen Wolkenschleiern umzogen.
Wir marschierten weiter, in Richtung auf den 5300 Meter hohen Mawenzi, der, mit dem Kibo durch einen Sattel verbunden, seine schwarzen Felszacken drohend in die Lüfte reckt. Der Wald ging zu Ende, schade. Wir hatten unseren Spaß an den Bäumen mit den langen graugrünen Moosbüscheln, die an den Zweigen hingen und, wenn ein Windstoß kam, wallten wie Bärte von Naturaposteln, Witzblattoberlehrern, Theaterpatriarchen, Stammtischkannegießern. Zur Petershütte, die unser nächstes Ziel war, windet sich der Weg durch hohes Gras, Heidekraut und Gruppen mächtiger Lobelien, er hat zweifellos seine Reize, wir aber waren noch bei der Kurzweil und konnten uns nicht so fix auf Romantik umschalten.
Die Petershütte liegt 3800 Meter hoch, durch ihre Inneneinrichtung ist sie ein Dorado der Gemütlichkeit; vor allem ihr Kanonenofen ist wert, von einem Dichter, so ein solcher sich einmal hierher begibt, besungen zu werden.
Während unsere Träger Holz und Wasser heraufschafften zur rund 1000 Meter höher gelegenen Kibohütte, der letzten auf unserem Weg, faulenzten wir, in der Bergsteigersprache: legten wir einen Ruhetag ein. Das süße Nichtstun würzten wir gehörig mit zunehmend geringschätzigeren Betrachtungen über die powere Zivilisation, die so weit entfernt, so tief unter uns lag. Hochmut kommt vor dem Fall. Als Festmahl sollte es Erbsen geben. Um 10 Uhr vormittags wurden sie aufgesetzt, um 8 Uhr abends waren sie noch immer steinhart; ein Versuch, sie mittels einer Flasche zu zertrümmern, wurde schnell aufgegeben. Nur die reichlich klare Brühe konnten wir löffeln, wobei wir an Aschingers Erbssuppe dachten und der Zivilisation manches abbaten.
Der Weg zur Kibohütte führt anfangs steil hoch bis dicht an den Fuß des Mawenzi, von hier über den Sattel, der ihn mit dem Kibo verbindet.
Wir hatten die vegetationslose Zone erreicht. Kein Tier, keine Pflanze, als wäre alles Leben ausgestorben, nur wir allein zurückgeblieben in einer kahl und unwirtlich gewordenen Welt. Uns fröstelte, zumal uns ein kalter, schneidender Wind entgegenpfiff, abwechselnd Regen und grobgekörnten Schnee mit sich führend. Bald waren wir klamm von Fuß bis Kopf.
Das Wetter wurde bösartig; die Natur, so schien's, hatte sich gegen uns verschworen. Trotzig, unsere Kräfte anspannend, schritten wir aus, die Träger mit ihren Lasten blieben immer weiter zurück. Wir schwitzten aus allen Poren und spürten dennoch in Beinen und Armen Kälte aufsteigen, eine lähmende, uns ängstigende Kälte. Vorwärts! Vorwärts Die Angst ist ein gewaltiger Motor. Wir schreiten immer verbissener, immer schärfer zu, mit dem Ergebnis, daß wir die Strecke zur Kibohütte in drei Stunden, einer neuen Rekordzeit, bewältigten.
Am Ziel meinte unser Führer keuchend: So schnell hätte er Wasungus (Europäer) noch nie bergan steigen gesehen. So kann man zu Ansehen und Würde gelangen.

Hier, auf 4800 Meter Höhe, hatten wir die erste Panne: wir alle wurden von heftigen Kopfschmerzen befallen, einige konnten keinen Bissen herunterwürgen. Die Nacht wurde übel. Von dem unaufhörlichen Schädelbrummen gepeinigt, warfen wir uns schlaflos hin und her, und dämmerte einer mal ein, so scheuchten ihn alsbald schwere, wüste Träume auf. Die Stimmung war auf dem Nullpunkt, als wir uns erhoben. Wer den Höhengöttern nicht opfern mußte, der vermochte auch nicht mehr als eine Tasse Kakao und ein Stück Brot herunterzuwürgen.

Um vier Uhr morgens begann der Aufstieg. Es lag Neuschnee, etwa handhoch, und der Himmel war mit schweren Wolken verhangen. An den wenigen freien Stellen sahen wir den Mond und einige Sterne, umgeben von einem tiefen, unergründlichen Schwarz. Uns wurde zumute, als täten wir einen Blick in das Nichts und sein Grauen.
Bedrückt und stumm kletterten wir bergan, einer hinter dem anderen, über zackige Felsen, über Geröll und lockere Vulkanasche. Noch immer brummte uns der Schädel, und je höher wir stiegen, desto stärker wurde das Gefühl, bald müßte er platzen und in Atome zerspringen.
Nach einer Stunde machte der erste schlapp, er verlor einfach alle Haltung, warf sich in den Schnee und blieb, grau im Gesicht, liegen, wo er lag. Wir redeten ihm zu wie einem kranken Gaul, aber er konnte wahrhaftig nicht mehr höher, und so rasteten wir eine Weile bei ihm, halfen ihm auf — sein Ungemach an etliche saftige Witze hängend, was unter Männern das beste Mittel bleibt — und hießen ihn zurückgehen.
Weiter ging es, auf endlosen, ermüdenden Serpentinen. Der vorderste, der die Spur trat, mußte alle naselang abgelöst werden. Nach zwei Stunden hatten wir etwa 5400 Meter Höhe erreicht. Der steile Hang vor uns war von dicken Wolken umhüllt, eiskalte Nässe drang uns mit jedem Atemzug in die Lunge. Wir schafften zehn, fünfzehn Schritte hintereinander, dann mußten wir stehenbleiben und, schwer auf den Bergstock gestützt, erst wieder mit der immer stärker aufsteigenden Übelkeit fertig zu werden versuchen. Zweien gelang's hier nicht mehr, sie bauten ab und verschwanden mit müden, torkelnden Schritten in den wehenden Nebelschwaden.
Vor uns lag die letzte, die steilste Strecke. Unser Tempo wurde zusehends schleppender. Nach fünf, vier Schritten, bald nach jedem dritten mußten wir halten, um der Schwäche Herr zu werden. Der Puls hämmerte rasend, die Lungen flogen, und in unserem Kopf, meinten wir, schlüge jemand immerzu dröhnend eine Pauke. Wir wurden weich in den Knien, am liebsten hätten wir uns auf der Stelle hingeworfen. Nicht mehr wie ein Schlappschwanz kam uns der Mann vor, der sich ins Buch der Kibohütte eingeschrieben hatte: „Ich kam mir vor wie ein geprügelter Hund", sondern wir nickten zustimmend, als einer von uns mit schwacher Stimme erklärte: „Kinders, jetzt, verdammt, möchte ich mit jedem geprügelten Hund tauschen."
Wie erschöpft wir bereits waren, lasen wir uns von den Gesichtern ab. Die Stirn ledergelb, die Wangen grau, hohl, zerfurcht, und der Mund gleich einer offenen schwarzen Höhle, aus der stoßweise und rasselnd der Atem kam. Was hielt uns aufrecht in dieser ertötenden Einförmigkeit ringsum, dem schnee- und aschenbedeckten Hang, den dunklen, steil aufragenden Felsen, dem wallenden, ziehenden Nebel, der uns den Atem zu rauben drohte, der alle Begriffe wie oben, unten, links, rechts zerfließen ließ?
Und was trieb uns weiter? Wohl der in den Wochen vorher geformte Wille, die seit Tagen auf den Gipfel des Kibo konzentrierte Energie: Du mußt dort hinauf! Du mußt! Und noch während wir uns hier, unserer Schwäche fast erliegend, fragten: Warum willst du denn hinauf?, noch während wir, den Gedanken an Umkehr nicht mehr abwehrend, überlegten: Lohnt sich all die Anstrengung überhaupt? — setzten sich die Füße automatisch schon wieder in Bewegung: Eins, zwei, drei ... Pause ... eins, zwei, drei ... Pause ...
Es war kurz nach 6 Uhr, als plötzlich im Osten ein schmaler Streifen Blau aufleuchtete, ein blasses, in seiner Schönheit schier unwirkliches Blau: der Tag kam. Bald darauf begann es tief unter uns zu glühen, dunkelrot wie ein ungeheurer Brand: über der Steppe ging die Sonne auf.

All unsere Mühen und Qualen versanken vor diesem Anblick, vor der Majestät, in der sich die Natur hier offenbarte. Wir standen, staunten, konnten uns nicht satt sehen. Nach einer guten Stunde zerriß der Nebel über uns, und während wir noch im Schatten der Wolken waren, fiel über den Gipfel des Kibo bereits die Morgensonne und ließ seinen Schnee gleißen und glitzern.

Kein Stärkungsmittel hätte belebender wirken können, nicht einer zweifelte noch, daß wir unser Ziel erreichen würden.

Aber wir kamen nur langsam, sehr langsam vorwärts, es dauerte über eine Stunde, bis wir auf dem Gipfelschnee standen. Müde, doch voller Freude, die Brust geschwellt von stolzem Triumph, schauten wir herab in die Märchenwelt des vereisten Kraters. Wie riesige gewölbte Schilde fielen die Schneehalden nach beiden Seiten ab, die Sonne hatte mächtige Höhlen ausgeschmolzen, der Frost sie mit langen, dicken Eiszapfen, in denen des Himmels Hellblau irisierte, wieder verschlossen.

Jede Leistung trägt ihren Lohn in sich — gewiß. Unangenehm aber war's uns nicht, hier in einer Felsspalte ein Buch zu wissen, zu finden und die Namen derer, die den Kibo bereits bestiegen, nun um die unsrigen zu vermehren. Mit klammen Fingern kritzelten wir uns ein. Den Gipfel allerdings hatten wir noch nicht bezwungen. Um diesen letzten, höchsten Triumph wollten Walter und ich nicht kommen, schnallten also die Schneereifen — wir waren die einzigen, die welche mitgenommen hatten — an und empfahlen uns den anderen mit kurzen, ein wenig hochmütig vorgebrachten Wünschen für ihren Abstieg. Hätten wir geahnt, was unser harrte, wir wären wahrscheinlich mit ihnen gegangen.

Der Weg zum Gipfel war herrlich. Wir hatten nicht die geringsten Schwierigkeiten zu überwinden, als wir längs des Kraterrandes aufstiegen, es war der reine Spaziergang. Jeder Schritt eröffnete uns neue, unvergeßliche Schönheiten. Rechts der vereiste Krater, links unter einem Perlenvorhang von weißen Wölkchen die blaue Ebene ... noch immer steht mir das Bild vor Augen.

Der Schnee war fest, er trug so gut, daß wir dem Vorschlag unseres Führers folgten und die Schneereifen zurückließen. Zwei Stunden Weg, dann standen wir auf dem Gipfel, der Kaiser-Wilhelm-Spitze, 6010 Meter über dem Meeresspiegel. Wir hatten Afrikas höchsten Berg bezwungen.

Wenn Männer Grund haben, stolz zu sein, werden sie ausgelassen wie Knaben. Auch Kesper und ich hatten allerhand Allotria im Kopf, als wir den Abstieg begannen. Aber mit dem Spaziergang war es jetzt aus. Wir hatten die Sonne nicht mehr im Rücken, sondern im Gesicht, und sie stand bereits im Mittag und brannte — hier drei Grad vom Äquator — mit voller Kraft.

Der eben noch so harte, feste Schnee war plötzlich brüchig und weich geworden. Bei jedem Schritt sanken wir ein, bis an die Knöchel, bald bis zu den Knien und dann bis über die Brust. Weit, unermeßlich weit erschien uns der Weg, der noch vor uns lag, nicht Stunden, sondern Tage, viele Tage meinten wir zu brauchen, um diese Schneewüste zu durchqueren. Wie sollten wir das schaffen? Wir kämpften an gegen den Gedanken, verloren zu sein, aber er floh nicht, er blieb und legte sich immer drückender auf unseren Willen.

Eisig wehte der Wind über die Höhe, trotzdem wurde die Sonnenglut, von den Schneekristallen zurückgeworfen, höllisch. Wir trugen Tropenhelme, vor den Augen dunkle Schutzbrillen, auf unseren Gesichtern lag Hautcreme fingerdick, aber was verschlug das alles! Die Hautcreme floß herunter wie Wasser; diese Sonne versengte sogar unsere Hemden, brandiger Geruch stieg uns in die Nase. Und was vermochten die Schutzbrillen gegen die strahlende Helle, die uns rings umgab! Was ich von jeher in den Tropen am schwersten ertrug, das grelle, blendende Licht, hier schlug es uns in vielfacher Steigerung erbarmungslos entgegen und betäubte die Sinne. Gleich Halbirren torkelten wir durch den Schnee, fielen, fluchten, rafften uns auf, stolperten weiter, lallten, wenn wir zusammensacken wollten, uns Mut zu ...

Man soll mit Superlativen sparsam umgehen, aber dieser Weg von der Kaiser-Wilhelm-Spitze zurück über die Schneefelder bis zu den ersten kahlen Felsen war furchtbar. Einen Vorgeschmack des Fegefeuers erhielten wir, all der Qualen, die die Kirche den Sündern androht.

Wie die verkörperte Erlösung lagen die ersten dunklen Felsen vor uns, mit letzter Kraft zogen wir uns herauf und sanken in tiefer Erschöpfung nieder.
Eine gute halbe Stunde verging, ehe wir wieder so weit zu Kräften gekommen, daß wir den Abstieg fortsetzen konnten. Fortan war er leicht. Der Schnee auf den Halden war geschmolzen, unter unseren Füßen lag die weiche Vulkanasche, wir konnten wieder ausschreiten und erreichten in einer Stunde die Kibohütte.
Trinken? Essen? Mechanisch steckten wir ein Stück Wassermelone in den Mund, kauten, schluckten und wankten währenddessen zu den Betten. Schlafen, wir wollten weiter nichts als schlafen. Aber daran war bei unseren von der Sonne aufgebrannten Gesichtern nicht zu denken, wir brachen auf.
Als wir die Petershütte erreichten, waren wir dem Umsinken nahe. Aber hier, in menschenwürdiger Höhe, wich wenigstens der rasende Druck aus unseren Köpfen, wir konnten endlich wieder essen, trinken, schlafen, tief und traumlos bis zum anderen Morgen schlafen.

INSTYTUT GEOGRAFII P.A.N. BIBLIOTEKA

6 540